Z VI 32

Ph
0 709^t / 1

Lotosblätter.

Fragmente

von

Isidorus.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Erster Theil.

Bamberg und Leipzig 1817,
bei Carl Friedrich Kunz.

Staatl. Bibliothek
Bamberg

Allen Freunden.

Vorerinnerung an den Leser.

Den ersten Theil dieser Blätter wollte ich eigentlich: Der Geist, und den zweiten: Das Herz, überschreiben, um das Verhältniß anzudeuten, in dem mir ihre Harmonie begründet scheint; allein die Furcht, die Überschriften auf einander zu häufen, hielt mich zurück. Vielleicht wird sich mancher, der diesen Blättern mehr als einen flüchtigen Anblick schenkt, mit denselben näher befreunden; und dann mit jener stillschweigenden Eintheilung einverstanden seyn.

Unter den zusammenhängendern Fragmenten dieses Cyklus übergebe ich die meisten von denjenigen, welche die **fünfte Abtheilung** (im 2ten Theil) enthält, mit einer Art Verschämtheit der Welt. Sie werden dem dichterischen Bedürfniß in ihrer Form zum Theil sehr trocken, anderen gewagt oder zu vertieft vorkommen: und sie schienen mir dennoch allein die perspectivische Säulenordnung schließen zu dürfen, die ich hier aufzustellen strebte: obwohl ich voraussehe, daß sie selbst mir Stoff zu weiteren Ausführungen, besonders über die Natur- und Mythenwelt, seyn werden. Überhaupt wird sich manches in diesen lezten Abschnitten in etwas strenger und fast dogmatischer Form Angedeutetes, in heiterern und verschmelzendern Darstellungen weiter besprechen lassen. Der reisende Landschafter fängt

mit Skizzen, der Naturforscher in der Fremde mit getreulicher Eintragung des entgegenblinkenden Stoffes, der Astronom mit flüchtiger Aufzeichnung der erblickten Welten an, und alle freuen sich der Gewißheit, würdigerer Ausführung, welche sie im Inneren fühlen.

Dies Vorwort, das jenen oben bezeichneten Abschnitten des Werks im zweiten Theile gilt, soll nichts, als mich vor dem Vorwurf schützen, dieselben aus Anmaßung mitgetheilt zu haben, und mit dem stillen Wunsche schließen, daß ihnen und den ihnen vorangehenden, nicht alle Liebe und Nachsicht versagt bleiben möge.

Und so schwimmt denn, ihr stillen verschwiegenen Lotosblätter, hin auf dem Meere

der Zeit! Mögen sich im Morgenroth eure Träume der Welt als Lotosblume zeigen, und dem aufgeblühten Kelche ein heiteres, klares Wesen, das zum Himmel strebt, entschweben! Nichts, als diesen Seegen, geb' ich euch mit.

Inhalt.

Erster Theil.

Seite

I. Der Vorhof. (Wissenschaft.)
Streben und Wissen. . 3

II. Der goldene Faden. (Kunst.)
Poesie, Literatur und Kunst. 47

Seite

III. Das Labyrinth. (Politik.)
Staat, Geschichte, Kirche,
Zeit. . . . 237

1. (Staat.) . . . das.
2. (Geschichte.) . . 261
3. (Kirchenthum.) . . 304
4. (Zeit.) . . . 325

Lotosblätter.

Erster Theil.

I.

Der Vorhof.

(Wissenschaft.)

Streben und Wissen.

Unendlich liegt das Leben vor uns, mit all' seiner bunten Vergänglichkeit. Ein Labyrinth nimmt uns von allen Seiten auf, wo wir uns hineinwagen in der Zeitalter ferne Vermischung, in der Völker Sagen und Thaten, Näherung und Spaltung. Tausenderlei zerbrochene Formen, tausenderlei krystallisierende Embryonen liegen um uns her, und wir wissen nicht, wo wir zuerst der Lösung, der Vereinigung mühevolles Werk angreifen sollen. Gährende Massen stehn sich gegenüber, ein ungeheures Streben nach Durchdringung treibt sie, sich anzufeinden, und das Extrem

des Hasses berührt das Äußerste eines süßeren Verlangens. Eine dunkle, durch nichts befriedigte Sehnsucht treibt die Menschen, in den Schoos der Gebirge hinab, auf die Wellen und Meere, an den Erdboden, zum Waffenglanz und Trompetenklange, nach den Sternen, in die Arme der Geliebten, in das Leben hinaus, und zurück in das innere Leben. Ist der Tod die Sphinx vor dem heiligen Tempel des Lebens, deren Aufgabe der Mensch lösen muß, daß er eingehe? Wo ist der Schlüssel zum Geheimniß? Verheißt die Natur ihn zu zeigen, wenn ihr in die verschlungenen Gänge, unter die Pyramiden und Hünen ihrer Geschichte der Sinn folgt, wenn der Schritt der Sehnsucht ihr Haus der Fülle, des Gemüths, der Arbeit und Einsamkeit betritt? Wenn der Blick die kinderreiche Mutter betrachtet, wie sie ihre Geborenen an tausend Busen nährt, mit hunderttausend Armen hütet und umschlingt, emporhebt mit tausend Flügeln und hinunterträgt

bis in die innere schaffende Tiefe, wo, wie auf den Höhen der schauerlichen Berge, die Spur empfindender Wesen vergeht, als würde die Nähe der arbeitenden Werkstatt, des schlagenden Herzens sie zermalmen? — Geh' ich ihr nach auf ihren geheimsten Wegen: oft bedeckt das Gewand der Freude die Stelle der Trauer, und unter schmerzlicher Hülle verbirgt sich feiernde Lust; wo der Mensch selten hinkommt, wo sie Abgründe des Grausens, schroffes Geklipp ihm entgegengebaut hat, da lößt sie sich den Schleier vom Angesicht und vermischt ihre tiefste Seele dem Geiste heiliger Nacht. Doch liebt sie den Menschensinn und erweckt das Gemüth, daß es sie lieben lerne, und daß sie sich eins im andern klar werden. Innigst verbunden sind sie, haben Eine Sehnsucht und sagen es sich, daß sie ein verschlungenes Bedürfniß haben. — So wollen die drängenden, unter sich uneinig gewordenen Menschentriebe kein anderes Ziel, als Eins seyn mit der Natur?..

Es ist alles Ahnung einer höheren, reineren, ewigen Umarmung, Sehnsucht nach Unzertrennlichkeit in Gott! Auf sich selbst wird der Geist rastlos zurückgewiesen, als zum eigentlichen Sitze des Kampfes und des Einverständnisses — in ihm, oder nirgends ist der Sinn seines Räthsels.

Wir beobachten eigentlich das am wenigsten, was uns zunächst umgiebt; wir suchen alles außerhalb unser, in der Ferne: und wer sich ganz an das Nahe hängt, der thut es auf eine ungöttliche Weise, und vergißt so wahrhaft das Nächste, sich selbst, über dem Fernen das auf einer Täuschung beruht.

Jeder Mensch ist ein Weltsinn.

Je tiefer unten der Mensch steht, je mehr bezieht er die ganze Welt auf sich. Je höher er steht, desto mehr bezieht er sich auf die ganze Welt.

Alles Streben ist ein Suchen des Getrennten. Hier klingt Streben und Sterben wunderbar zusammen. Wer wahrhaft strebt, stirbt vielfach.

Der Hang zum Geheimnißvollen ist uns angeboren, und soll sich vom sinnlichen Mysticismus (z. B. des erwachenden Geschlechtssinnes, der Neugierde) immer reiner hinaufbilden. Wir sehen, daß er ein unzertrennlicher Bestandtheil unserer Natur, daß er die himmlische Dämmerung sei, in der unsere Sonne verborgen ist. Die wahre Welt ist eine Mystification Gottes. Alle Offenbarung geschieht durch eine Mystification des Innern; das Innere äußert sich; es tritt als Geheimnißzustand des Äußern hervor.

Das Sichtbare besteht aus lauter Geheimnissen. Nur im Unsichtbaren ist der Schlüssel dazu.

Ich soll zu der Wissenschaft gelangen, daß es ein Unendliches giebt, das ich nie ermessen werde, in dem ich mich mit befinde und in dem ich selbst unendlich bin: ich bin mehr als ich weiß.

Wir können nichts völlig verstehn, worin wir selbst uns mitbefinden. Der Mensch hat ein inneres Treiben bei jedem Verhältniß, weil er das Bedürfniß des Verstehens fühlt. Er sehnt sich über das Leben hinaus, um dies Leben zu begreifen. Nur das, was über einer Sache steht, kann sie begreifen. Aber dem Leben entrückt, würde er schwerlich noch das nämliche Interesse für dasselbe fühlen. Das höchste Verständniß ruht nur in Gott, wir dienen ihm zum Verständniß, und uns in ihm zu wissen, wird das höchste Verständniß unserer selbst seyn.

Mit Recht sagt Novalis, daß wir mehr sollen, als uns begreifen, was wir nie erreichen würden. Haben sollen wir. Wenn wir hätten, so wüßten wir auch wahrhaft; man denkt am wenigsten über das nach, was man hat, denn man bedarf es nicht; das höchste Bewußtseyn ist Leben und Lieben. Muß es die Philosophie nicht selbst gestehn, daß sie das erhabene Kind der Entbehrung ist?

Das Bewußtseyn der Menschheit erwacht. Die philosophische Betrachtung hat sich vom Kreise, worin sie sich nach außen drehte, zum Centralpunkt des denkenden Innern gewendet. Man kann sagen, vom Gedachten zum Denkenden. Eine so wunderbare Zeit als diese, nenne keiner wunderlos. Die Gottheit enthüllt ihr Wunderkind, den inneren Menschen.

Philosophische Erkenntniß ist Erkenntniß der Freiheit. Mit den Worten: du bist frei! will die Philosophie den Menschen entlassen und Gott wiedergeben.

Das analytische Verfahren bedeutet gar nicht daß man das für den Anfang hält womit man anfängt, sondern bei der rechten Ansicht gerade für das Ende, für das Letzte, wobei man steht, und von dem aus man daher wieder progressiv vorschreitet, nach dem Anfange zu, das Analysieren ist irdisches Bedürfniß, denn es ist irdische Nothwendigkeit, von der aus allein der Rückschritt zur Freiheit möglich ist; die Synthesis kommt in jeder Hinsicht von oben und ist unsere höchste Gabe. Darum das himmlische Leben in der Poesie.

Das Ich ist das lösende Wort unsers Räthsels. Wir sind noch gar nicht wir.

Man kann Gott nicht suchen, ohne sich selbst immer mehr zu finden, oder umgekehrt. Thörichter, feiger Wahn derer, die sich zu verlieren fürchten! Gerade sie, die sich so leicht aufgeben, wo das Heilige die Hingabe der Liebe verlangt, sie haben sich eigentlich verloren und um sich im Ich wiederzufinden, müßten sie sich erst verloren fühlen! Wir leben eigentlich von uns selbst getrennt. Die Furcht der Eigenliebe ist der Bann der unser Wesen auseinanderhält. Die wahre Liebe zum Ich ist die Liebe zu Gott. Gott selbst soll in uns geliebt werden. Ließen wir diese wahre Liebe in uns walten, so wohnte und schaffte Gott in uns und schaute sich als in einer lebendigen Figur seines Willens und Liebens an. Nur ein jener falschen Selbstliebe gerade entgegengesetzter Wille kann uns zur Wiedervereinigung führen. Wir nahen uns diesem göttlich liebenden Willen der aus thätigster Liebe leidend ward, mit dem Bekenntniß daß wir uns, unsere Freiheit verloren, und er zeigt

uns den Weg der Wiederkehr zu dem wahren und ewigen Ich.

Viele denken sich den Weg zur Vollkommenheit als eine gerade Linie, und stützen sich dabei wohl noch auf die Vorstellung ihrer Verlängerung in infinitum. Wohin könnte es aber führen, eine Linie zu ziehen die bei keinem Punkte ankommt? Wir sollen in gerader Linie zum Unendlichen streben, wo die eigentliche Linie in infinitum, der Zeit, endigt, und sich die Kreisform herstellt. Wir bedürfen eines Punktes, in dem wir die Linie und was wir aus ihr folgen lassen wollen, gegeben haben: und bei jeder Figur in die wir gehören, die wir bilden helfen, sollen wir anfangen dies All und Eine zu suchen.

Alles Characteristische führt eine gewisse Intoleranz bei sich, wie der Krystall seine Ecken. Es ist noch nicht Zeit, alles zu um-

fassen, alles zu seyn; die Vielheit erfordert Besonderheit und Bestimmtheit, daß der Gedanke der Einheit doch wenigstens als Character anwesend sei (Character ist eine verendlichte, eine individualisierte Einheit); das Besondere muß sich ausscheiden (sondern), sich in seine Form fassen, (faßlich, anfaßlich werden); jedes Leben ist eine Durchführung der eigenthümlichen Besonderheit. Die Intoleranz wird aufhören, wenn das Wort Toleranz selbst als ein untergeordneter Begriff dem Worte höherer Gemeinschaft weicht. Bis dahin wird die Toleranz fast von der Intoleranz besser gepredigt, als von der Pseudotoleranz unserer Zeit, welche nichts als Characterlosigkeit wo Character gefordert wird, und Gleichgültigkeit gegen die allgemeinen Heiligthümer der Menschheit ist.

Hat es nicht Augenblicke in eurem täglichen Thun und Dichten gegeben, wo ihr so in Nachdenken versanket, daß ihr erst beim Erwachen wußtet, daß ihr nicht ganz Geist

wart? Je mehr ihr dachtet und je klarer, desto wunderbarer versankt ihr, wie in das wahre Element eures Seyns, in eure Tiefe. Habt ihr nicht geahnet, daß ihr ein höheres Ich wart, und Gott näher kamt in diesem Augenblicke?

Das begeisterte Außersichseyn ist der Anfang des wahren Insichseyns.

Manche Ideen und Ahndungen im Menschen sind wahre innere Geisteserscheinungen. Sie sind seiner Bemächtigungskraft nur unterworfen, wenn ihn bisweilen plötzlich ein alter Abkunftsglanz umfließt oder ein magisches Wort beseelt vor dem sie sich beugen, sie scheinen aus einer Tiefe seiner selbst entsprungen, zu der er den Schlüssel verloren hat. Der Schlüssel ist nicht in den Abgrund gefallen, sondern über den Menschen emporgeschwebt und will er ihn suchen, so muß er ihm nach emporschweben.

Wenn man das Streben zur Freiheit, zum besseren Ich, zum freien Willen als die Annäherung an Gott betrachtet, der wir in unendlichen Steigerungen entgegensollen: so scheint etwas Auffallendes in jener Versenkung und Willenslosigkeit zu liegen, welche als das Resultat frommer Hingabe in Gott ersehnt wird. Allein ist dieser Zustand mit allem was er hervorbringt (z. B. Einseitigkeit, Entzückung, überwiegende Schmerzlichkeit) nicht eben dem Erwachen einer neuen Lebensregung zuzuschreiben, die sich im blos empfangenden Zustande befindet, und erwacht der Geist nicht in einer höhern Ordnung so aus dem Reich des Schlafs und des Todes, wie im Anorganischen das Metall, weil es das Allerreizbarste, darum überall als Leiter erscheint, — bis der neue Zustand aus der ängstlicheren Abhängigkeit, deren er bedurfte, um jene höheren Eindrücke und Regungen zu empfangen, sich nun von ihnen genährt und gestärkt erhebt und immer mehr dem Ideal alles Lebens, dem umfassenden

Blick der Liebe, der Freiheit, der Macht, wie Spinoza und Schelling es nennen, im Streben zur Liebe sich nähert? War denn der vorige Zustand frei? war das vorherige Leben nicht ein Tod? — Tod muß durch Tod überwunden werden.

Gewiß hat jener Zustand, den man Schwärmerei ꝛc. benannt, eine ähnliche Bedeutung im höheren Sinn, wie der unvollkommene und darum von jeder Erregung abhängende des Metalls, der doch die höchsten Erscheinungen der Physik vermittelt, und in der Klangwelt eine so große Rolle spielt.

Wer mit göttlichen Dingen umgeht, der hat Umgang mit Gott. Liebend im Geiste leben, heißt in Gott leben. Dies ist wahre Geistlichkeit. Was heißt selig seyn? Wiederlieben, was uns liebt: Gott!

Wir selbst weihen uns ins Reich der Geister ein. Wer wird einen Bürger hindern,

seinen Fremdlingsstand aufzugeben und wieder in seiner Vaterstadt zu wohnen? Aber den rechten Paß muß er haben.

Der Anfang einer religiöseren Stimmung kann nicht ohne Einseitigkeit geschehn. So wie man erst mehr ganz nach außen strebte, strebt man nach innen, aber man beachtet noch nicht, daß das wahrhafte Angekommenseyn im Innern sich dadurch bewährt, daß man sich in höherer Verklärung nach außen verbreitet, daß man das Aeußere umschließt, anstatt von ihm umschlossen zu werden — und darum ist Einseitigkeit das Loos vieler frommer Menschen und des meisten Irdischen überhaupt. Aber der höchste Geist der Religiosität ist nicht da, wo Einseitigkeit, sondern wo Allzugänglichkeit und Allsinnigkeit ist. Man sollte zwischen fromm und religiös unterscheiden, oder eine gewisse Frömmigkeit als unteren Grad der Religiosität überhaupt annehmen. Einseitigkeit

ist das Bezeichnungswort für den Zustand jener; denn ihr Sinn erscheint nur auf der einen Seite, sie verschwinden sich selbst; höheres Leben ist eine transparente Schrift. Für die von diesem Leben erfüllten wird der Ausdruck bedeutend: „eine Sache hat zwei Seiten;“ sie verwandeln seinen Sinn, und der Widerspruch wird zum Wiederstral.

Empirisch und ephemer klingt oft nahe zusammen.

Der Mensch steht von der Form umfangen, so leicht aber wird er von ihr befangen, und es ist ihr eigen, daß sie ihm dann zur Fessel wird, wenn sie anfängt selbst morsch zu werden; lebendig, war sie ihm Flügel. Es ist gewissermaßen ungegründet, daß hienieden das Geistige meistens sein Aeußeres überdauert; die Form überlebt fast immer den Geist in ihr; während sie ihn noch zu umschließen meint, ist er ihr schon längst ent-

flohen und mit dem Werk einer neuen Verkörperung beschäftigt.

Mit jedem neuen Wissen, jeder neuen Erfahrung, muß sich ein Räthsel in uns lösen, müssen wir mehr von uns erfahren. Das Achten auf unsere gewöhnlichste geistige Thätigkeit könnte uns über die Entstehung der Welt, und ihre Entwickelung aus innen heraus zum Objekte, belehren.

Willst du die Dinge, die dir Gewohnheit sind, die aber an sich sehr wunderbar bleiben, als solche recht anschaulich machen: so löse sie still in ihre Vergangenheit auf, gehe auf die einfachen Ursprünge zurück. Wie würdest du oft erstaunen! Mit jeder Versteinerung der Gewohnheit, mit jedem Rückwärtsblicke auf die Gänge vorstrebender Individualisierung, würde sich dir ein Räthsel deines ganzen Daseyns lösen. So gehe z. B. auf frühere Staatsverhältnisse zurück. Entwickle immer weiter

abwärts, dann schreite wieder dynamisch vor. Welche Schichten werden sich vor dir lösen, wie immer bedeutsamer wird dir aber auch der große allgemeine Entwicklungsgang erscheinen!

Alles, dessen Fortgang wir nicht verfolgt haben, tritt uns als Gewordenes entgegen; z. B. es ist mit einmal Nacht um uns, wenn wir seit Mittag schliefen und nun plötzlich aufwachen. Aber allmählich entfaltete sich der Tag und trug die Frucht des glühenden Abendroths, aus welchem der leuchtende Sternensaamen tritt. Bleiben wir bei der Betrachtung des Gewordenen stehn, so durchdringen wir nicht das Leben. Der Blick zum Werden gewandt, zum Entstehen, Fortbilden und Befruchten, ist der Blick in die Tiefe der Welt. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir die Menschen mit allem ihrem Wesen, die Begebenheiten, die Verhältnisse betrachten, wenn wir nicht Fehlschlüsse und ungerechte Maximen mit wahrer Wissenschaft verwechseln wollen.

In der irrigen Neigung der Menschen, bei dem Gewordenen stehn zu bleiben und sich selbst gleichsam als Petrefact in demselben vorzukommen, liegt zugleich etwas Rührendes, es ist das dunkle Sehnen nach der alten Gegenwart im göttlichen Leben.

Das Vortreffliche wirkt, indem es in vieles andre sich verwandelt.

Alle Erweiterung der Ideen, die es wahrhaft ist, ist zugleich immer zunehmende Einheit und Geschlossenheit.

Die Neigung zum Widerspruch und zur Paradoxe ist ein Ergänzungsmittel alles Wissens und Lebens, was uns ein innerer philosophischer Trieb immer von selbst angiebt, und wir überall, in der Natur, in der Geschichte, in den Verhältnissen, in der Welt alles Werdenden, in jedem Menschen selbst wiederfinden. Es reitzt uns z. B. da,

wo wir einseitigen Fanatismus mit intolerantem Stolz gemischt, erblicken, Logik entgegenzusetzen; so wieder dem sogenannten Menschenverstande, der alles übersehen will, auf seinem kleinen Nebenwege, den er für die einzig gang- und fahrbare Hauptstraße hält, mit der Lampe der Poesie seine ihm so liebe Finsterniß zu verderben; einen Ueberfluß allzu weichen und mimischen Gefühls Strenge, Kühlheit und Ruhe gegenüber treten zu lassen; da das Prinzip des Idealismus aufzustellen, das Innere allein geltend machen zu wollen, wo man das Irdische (das Äußere das wir kennen) für mehr als Basis erklären will, u. s. w. Auch ein Sonnensystem von Wissen bleibt ein einzelnes und sucht erst den Bezug auf unendliche Räume von Leben. Der Widerspruch und Gegensatz in uns, allerdings aus einer geschehenen Spaltung des Urelements hervorgegangen, fährt im Erkennen und Leben nur da fort zu trennen und auseinanderzureißen, wo kein Streben nach Harmonie sich aus der

Dissonanz erhebt; im liebevollen Streben ist er eine geistige Heilkraft und ein neues Bundeswort für die getrennten Theile der Welt.

Wechselseitiger Intolerantismus soll nur formell seyn; er ist den gegenseitigen Formen zu ihrem Halte nothwendig, die inneren Stoffe müssen vom Bewußtseyn der Gemeinschaftlichkeit durchdrungen werden. Erz schließt sich dem Erze an, kann aber durchaus den Nachbar nicht an seiner Stelle dulden, ohne selbst nicht mehr zu seyn, und es hat die Aufgabe, den Beruf, da zu seyn; wer seinen Platz ausfüllen soll, kann keinen andern an den Platz lassen; das Intolerante ist räumlich und zeitlich, und sein unsichtbarer Beherrscher der wahre Sinn der Toleranz.

Nur im Christenthum liegt die Idee einer Philosophie der Religion. Der Geist der R e l i g i o n e n war intolerant; Toleranz liegt im Geiste der R e l i g i o n.

Dieselbe Gesinnung, welche ihre Freude daran hat, das Äußere und das Innere zu unversöhnlichen Feinden von Haus aus zu machen, um so die Schuld ihrer Unvollkommenheit in einem mechanischen Antagonismus zu suchen: möchte gern auch die Philosophie und Poesie als ewige Gegner darstellen, um zu beweisen, daß das Gebiet des menschlichen Wesens und Strebens zur Unordnung, Sinnlosigkeit und Anarchie der Tendenzen bestimmt sei, und man an jeder Harmonie verzweifeln müsse. Sie schließen weiter, niemand diene zweien Herren, daher müsse jeder es mit einer Partei halten, da aber Parteisache eine leidenschaftliche, eine enthusiastische Sache sei, so werde jeder vernünftige Mensch die Neutralität vorziehn und allen Antheil an dem streitigen Gebiet auf seine kleine Ökonomie, sein Weib und sein Feld beschränken; es ist jene Neutralität, welche sie mit dem Namen der wahren oder Lebens-Philosophie bezeichnen, und deren Logik zugleich alles was sich etwa zur Seite der Poesie

neigen möchte, unter der Scheere hält. Diese Lebensphilosophen glauben natürlich mit ihrem Prinzip alle zu annullieren, die es dennoch wagen, die Poesie und die Philosophie, gleich den beiden Königen von Sparta, als gemeinschaftliche Beherrscher Eines Reichs zu betrachten.

Philosophie und Poesie sind die getrennten Geschlechter. Die Theilung sezt eine höhere Einheit voraus (Magie). — Alles Irdische muß man als getrennte Geschlechter betrachten. Die irdische Vereinigung erzeugt neue Geschlechter, neue Gegensätze, aber sie kann die erste Einheit des Geschlechts in einem Ganzen, zwar in dem symbolischen Augenblicke der Umarmung vorstellen, aber nicht herstellen. Ein ganzer Mensch muß dies geistig bewirken. Nur im Glauben schauen wir die höhere Ehe, das wieder Eins seyn, an.

Skepticismus ist ein Ehescheidungsproceß, die Hypothese eine Vermählung per procurationem.

Es giebt wenig, oder wohl gar keine Zünfte, deren Traditionen und Symbole nicht auf Mystification ihres Ursprungs ausgingen; den drollichsten und abgeschmacktesten sieht man das Bestreben an, sich an Gott als den großen Meister anzuschließen, und alles Leben, Weben und Streben als einen großen Lehrlingsstand von ihm herzuleiten. Was das Handwerk thut — soll das die Wissenschaft unterlassen?

Wer den höheren Wissenschaften sein stilles Leben widmet, der verläßt das academische Leben nie; die Glut für die allgemeine Angelegenheit der Bildung ist eine Flamme beständiger Jugend. Wie herrlich lebt z. B. der Philolog, die Alten, die heiteren Götter besuchen ihn, die alten Sänger sind um ihn,

er wandelt in den frischen Säulengängen von Athen und Rom! Möchte doch aber auch keinem, der das (fälschlich) s. g. theoretische Leben mit dem praktischen vertauscht, seine Wissenschaft die Idealität verlieren und stumpf werden! Muß man denn nur in dies Leben der Menge hinein, um vom Tode angesteckt zu werden? Warum kann man ihm denn nicht die Unsterblichkeit der Idee einimpfen? Des Geistes Form soll das Leben seyn.

Wie herrlich ist die Unbefangenheit des academischen Lebens, dieses Idylls der Wissenschaft, dieses goldenen Alters des Strebens! Nicht nur die einzelne Hoffnung und das besondere Streben der Jugend weißagt in der herrlichen Blüthe das ganze Leben; die Academie ist das begeisternde Symbol der Vereinigung aller Kräfte zum Ziel auf allen Wegen, der Harmonie aller Strebenden, welche der Eine Gedanke der Lebensbildung als König um sich her versammelt.

Darum giebt es kein Einzelnstehn auf der Universität; es gehört alles zusammen, es steht alles in verbrüderter Freude und Kraft. Wie bald ist in den meisten dies Gefühl des gemeinsamen Ziels vergessen, weil es ihnen nur dunkel blieb, weil kein höheres Wort es ihnen entwickelte. Als nie wieder zu befriedigende Sehnsucht bleibt ihnen eine Erinnerung zurück, die sie für ihr ganzes Leben muthig begeistern sollte. Die Freiheit hat ihren Flug gesenkt, ehe sie sich zur wahren inneren erhob, Convenienz und Selbstsucht sind die Tyrannen, welche die frohe Götterdynastie der Jugend verdrängen, und nur wenige steigern die aufkeimende Idee der Freiheit im Streben durchs reifende Leben hin, von der sinnlichen zur übersinnlichen; ihnen allein trägt die bald auseinanderfallende Blüthe des academischen Lebens die herrlichste Frucht.

Woran liegt das Mißverhältniß des academischen zum so genannten wirklichen oder

Geschäftsleben, als daß man den Gesichtspunkt verlor, aus welchem das ganze Leben eine hohe Schule ist.

Die Academieen der Wissenschaft sind Vorschulen, von denen aus man die höhere Academie betritt, die große Pflanzschule, das Leben.

Wahre Mündigkeit ist das Bewußtseyn ewiger Lehrlingsschaft.

Das Ziel des Strebens und der Lehrlingsschaft nähert und entfernt sich in perspectivischen Verhältnissen. Es nähert sich dem Jünglinge der den Raum der Welt nicht ausgemessen, da er sich seinem Ziel entgegenfreute: denn jene heilige Ferne, welche dem reiferen Menschen zum Sternenhimmel wird, müßte seinem Muth unerreichbar scheinen, und die Ungeduld der Jugend die Zügel der Hoffnung zerreißen. Es entfernt sich vor dem Manne, wie Säulenreihen auseinander treten, wenn man ihre Verhältnisse mißt,

mit jedem Blick in die Tiefe der Dinge, und dieses Gefühl ewiger Lehrlingschaft, das dem Meister tagt, wird die verklärende Stimmung seines Lebens, der Accord der ihn mit höherer Harmonie verständigt. Dem Jünglinge, der die knospende Rose des Lebens sinnig in der Hand trägt, dient Bescheidenheit; Demuth ist die Krone der Meisterschaft.

Das ist das Herrliche am innern Menschen, daß er keine gute Seite ausbildet, ohne zugleich alle übrigen mit zu erfrischen und zu bereichern; daß alles wahrhaft kräftige Streben und Wollen nie einseitig bleibt, sondern dem *ganzen* Menschen gedeihlich ist.

Es ist umgekehrt mit jeder übeln Richtung derselbe Fall.

Je tiefer der Geist, desto kleiner der Kreis derer, die ihn innigst empfangen und verstehen, die Ahnung von ihm mag so allgemein

seyn als sie will. Aber um diesen Kreis sammeln sich unzählige andere, wie Monden um die Planeten einer Sonne, und durch unübersehbare Organe wirkt der Sinn, der unmittelbar so dunkel und unnahbar scheint.

Das bedeutendste Wirken auf Erden ist mittelbar; es muß erlebt werden und uns vielfach überleben.

In der Chemie wird ein Specificum von einem andern schneller gesättigt, ein zweites bedarf mehr Sättigung und löst das ihm zugesellte verzehrender auf; eben so ist es mit den Menschen: einer wird vor dem andern durch Geist eher und weniger gesättigt; mancher ist nicht zu sättigen, während ein anderer nicht mehr Geist als mit der kleinsten chemischen Dosis in Verhältniß steht, verschlucken und mit seiner Substanz vereinen kann.

Das Geheimnißvolle in Wissenschaft und Erkenntniß bedarf keiner geheimnißvollen Anstalt; es bleibt von selbst allen unsichtbar denen die Weihe ihres eigenen Geistes fehlt. Nur die Masse macht große Mysterien. In die Mysterien, in welche Schaaren eingeweiht wurden, konnte jeder kommen, er trat heraus wie er hineingetreten war, er hatte für Neugierde und Erwartung etwas Schreck und viel Blendung eingetauscht; das wahre Eleusis war im Innern der Philosophie und Religion, und wem ihr besserer Geist gegeben war, der hatte auch den Schlüssel zur Pforte des Schweigens. Die Namen esoterische und exoterische Philosophie, Geheimes, Geweihtes, und Öffentliches, Profanes, waren keine willkührlichen Eintheilungen der Laune oder des Stolzes, sie standen nicht in der Macht der Lehrenden, sie lagen und liegen ewig in der Sache. Es läßt sich nichts mittheilen, wofür der Sinn des Verständnisses noch geschlossen ist, was nicht unter der

Mittheilung im Lernenden zugleich als innere verborgene Kraft aus seinem Schlaf erwacht: theile es mit, wie du willst, es bleibt Mysterium. Leicht aber wird Misverständniß durch die Mittheilung veranlaßt; und es ist besser noch nicht wissen, als verkehrt wissen und erfahren. Diese heilige Scheu ist es, welche ein äußeres Geheimnißvolles, ein äußeres Schweigen dem von selbst bestehenden hinzufügt. Nicht blos in jenem wahren Eleusis gab es so manchen Satz über das Wesen der Religion, der noch nicht in die heidnische Welt hinaustönen konnte, dessen Zartheit noch gehütet werden mußte, wie die Wiege des duftigen Mostes von den Geistern des heiligen Weins: ein ähnliches ehrendes Verfahren mit so manchem, was die Welt noch entweiht, gehört in den prophetischen Beruf unserer Tage. Mit Recht war Stillschweigen, und Sprechen durch edle anspruchslose Wirksamkeit im heiligen höheren Sinne, eine pythagoräische Kunst. Es bedeutet eine süße, hoffnungsvolle Schwan-

gerschaft, wenn ein Wort höherer Weihe sich noch verschämt im Innern verbirgt.

Des Geheimnisses geheimnißvolle Umgebung geht nicht von ihm, sondern von den Profanen aus. Weil die Einweihung eine eigenmächtige Handlung des Geistes ist (wenn man wieder Geist hat): so verdient so mancher, dem nichts als der gute Wille fehlt, welcher durch Demuth und Glauben zur Liebe heimführt, mit allem Recht, profan zu heißen.

Es giebt ein Geheimniß, was ewig den Menschen umfangen und immer seine Heimath bleiben wird. Gerade je näher er Gott kommt, je mehr die Schleier des Äußeren sich lösen, je klarer das Innere den Drang der Mittheilung nach außen fühlt, desto mehr bedarf er der Mystification. Jenes allein und ewig in Gott ruhende Geheimniß ist die göttliche Liebe. Wer sich in dasselbe verschlungen fühlt, der hat die Gabe des heiligen Geistes (der wahren Weisheit).

Jede neue Ansicht und Kenntniß soll eine gelößte Hülle seyn, durch welche wir näher zum Kern der Dinge, der Welt dringen. In diesem Sinne müssen wir rastlos die Geschichte, die Mythologie, die alte Sagen- und Religionskunde, die Natur studieren. Mit der Kunde der Vergangenheit wächst die Kunde der Zukunft. Es wird uns einst unbegreiflich seyn, daß wir so viele Begriffe vergebens hatten, da wir doch nicht begriffen. Der Grund liegt aber darin, weil das Licht das einfachste ist.

Wenn wir uns weniger auf die kleine Eigenthümlichkeit zu Gute thäten, die ein consequenter und witziger Dialektiker doch gar sehr in die Enge treiben kann; wenn wir lebendig und ohne Eitelkeit einsähen, wie wir uns ergänzen und in einander greifen sollen, so könnten herrliche Ansichten gefördert werden, und wir würden mit Willen, wie es jetzt nolens volens geschieht, einander in die Hände arbeiten. Auf jeden

Fall kann uns nichts hindern, es mit dem, was Einzelne leisten, so zu halten, und solche Ineinanderschmelzungen des Geleisteten sind wahrlich mehr als atomistische Zusammensetzung, geistige Mosaik; im Grunde nimmt jeder so die Welt in sich auf. Sich bei dem Gedanken der uns aufstößt, der Lücke erinnern die er ausfüllen will, das ist wissenschaftlicher Sinn mit praktischem Leben; Blick und Hand im Bunde.

Der ist der Liebendste, der die meisten Gegensätze in einer höheren Einheit versöhnen lernt.

Da der Aberglaube, die Furcht vor der Einwirkung feindseliger Kräfte, wie die Lust sich ihrer durch wunderliches Thun und wahnsinnige Formeln zu bemächtigen, dem leichtsinnigen Geschlecht zum Ammenmährchen geworden ist: so versucht es nun der menschliche Hang von einem andern Ort aus und möchte den Zauberer in sich entdecken. Er

steht zwischen Zauberei und Magie. Zauberei will die verborgenen Kräfte ohne Liebe ergreifen, und sich mit dem Feindseligen gegen die höhere Liebe verbinden; der wahre magische Geist ist ein Beschwörer dem das, was er beschwört, als Geliebtes erscheint und ihn mit immer innigerem Bande an die Heimath ewiger Kräfte knüpft.

Es ist eigentlich nichts gänzlicher Aberglaube, als der Unglaube.

Die wahre Magie wäre zugleich, und besonders, Entzauberung.

Alle Sehnsucht ist prophetisch.

Das Geheimniß des Innern ist sein Streben nach außen, so wie das Mysterium des Äußern das Streben nach innen. Die Liebe will Sehnsucht (Gott wird sich Gegenstand), die Sehnsucht will Liebe (alles Sehnende, was da ist, will in Gott seyn). Die Wechselwirkung von Außen und Innen ist

das Leben, der Punkt aber, in dem sie Eins sind in ewiger Ruhe, ist das Seyn.

Wir sind nicht, sondern wir werden.

Das wahre Sehnen nach innen ist das Verlangen, sich im Äußern immer voller zu offenbaren, so wie das wahre Sehnen des Äußern, immer durchsichtiger für das Innere zu werden.

Die Wiederverständigung des Wesens der Dinge mit Gott geschieht durch Individualisierung. Der Mensch ist das höchste Individuum der Erde. Zum Menschen strebt alles auf. Bis dahin wo das allgemeine Streben sich in der Natur individualisiert (organisch wird), ist alles G r u n d l a g e dieses Strebens, so wie in den menschlichen Verhältnissen M a s s e. Der Mensch ist der Sinn der das allgemeine Verhältniß ausmessen soll. Im Menschen selbst kam daher Gott dem allgemeinen Streben entgegen; als menschliches

Individuum füllte er die unendliche Distanz aus, in welche die Welt von dem ewig Vollkommenen getreten war. Im Menschen ruht das Geheimniß der allgemeinen Erlösung.

Das Äußere ist eine Tafel, auf welcher sich das Innere im höchsten Sinne mathematisch darstellt.

Wir sind in allen unseren Anschauungen, unbewußt, unaufhörlich mathematisch. Nirgends können wir uns z. B. des Zahleneindrucks erwehren, wir bringen diesen Zahlensinn zu allen Blättern, Staubfäden, Fruchtstengeln mit, im Schneeflöckchen, in jedem Kristall tritt uns die Zahl wie ein höheres Bewußtseyn der Form entgegen. Zahlen sind die Sprache der Verhältnisse der Innen- und Außenwelt. Die Mathematik bewahrt die symbolischen Figuren des Wechselstrebens beider Welten.

Das ganze Leben trägt das Gepräge der Einheit, der Zweiheit, der Dreiheit und der Vierheit in den mannigfaltigsten Ver-

schränkungen, Zusammensetzungen und Quadraturen. Höchst bedeutsam ist in der Zweiheit das trennende und das bindende Prinzip verschlossen; der Gegensatz in ihr selbst. Das Dreieck ist darum die Figur der Dreiheit, weil seine drei gleichen Seiten tiefsinnig die ewige Einheit darstellen. Irdisch wird in der Dreiheit durch Erzeugung eines dritten der Gegensatz in der Zweiheit aufgehoben. Unser Räumliches ist der Vierheit, das innere Leben der Dreiheit unterworfen, alles Erkennen hebt mit der Zweiheit an und alles reinere liebende Streben geht zur Einheit zurück.

Sollte man nicht alle Zahlen als Brüche der übrigens unauflöslichen und isolierten 1. betrachten?

Die Fantasie ist eine kryptogamische Pflanze. Sie ist Mann und Weib, zeugend und empfangend. Je geringer ihre Zeugungskraft, desto schwächer auch ihre wahre Empfängniß-

kraft (dahin kann ein ungeheueres Gedächtniß ohne Innigkeit gehören). Die Fantasie ist das Symbol einer umfassenden Productionskraft, und mit der Unterdrückung des Organs derselben läuft die Schwäche der Empfängnißkraft parallel, das Vergangene stellt sich ihr nur in dunkeln Bildern dar, und wie mit ihr selbst unzusammenhängend. Jezt ist sie mehr Einbildungskraft (das Äußere reproduziert und potenziert sich im Innern), sie ist einmal Herausbildungskraft (des Innern Heraustritt) gewesen.

Der ächte Pythagoräische Bund geht von der Wissenschaft der Wissenschaften aus, die Gewalt des Geistes übt sich in der Stille, daß sie die Welt besiege, — dies Bedürfniß ist oft genug und zulezt von den Jesuiten gefühlt worden, aber die Lauterkeit des Pythagoras — dieses wahren Mythos alles geistigen Wirkens — blieb bis hieher unerreicht, und somit auch die wahre Idee. Eins gehört zu ihrer Belebung, was die Jesuiten

allerdings recht gut erkannten, aber als leeren Namen ohne die Sache, misbrauchten. Die unerschöpfliche Tiefe und Allgestaltigkeit des Christenthums ist immer noch nicht ermessen worden: sonst würde man nach keinem andern Bunde streben, denn in ihm wäre die Grundlage jedes Verhältnisses gefunden, und was von diesem Geiste durchdrungen, das wäre mit der Welt und für die Welt verbunden.

Die Theile des alten Ganzen sind alle bestrebt, ein Ganzes für sich auszumachen. In diesem Streben, das sie nie erreichen können, spricht sich ihre Abkunft aus, nach welcher sie schöpferisch im allgemeinen Weltgefühl verschlungen waren. Sie suchen nun Consequenz in sich selbst auf, weil sie das Bewußtseyn verloren, im Allgemeinen gehalten zu seyn und es mit in Liebe zu tragen. Sie sind wie die Marmorsteine, die verschmolzen ein herrliches Gebäude bildeten, und nun diesem wahren Tempeldienst entzogen, als Trümmer

jeder für sich daliegen. Sie scheinen unabhängiger, aber was ist ihrem Willen überlassen, als der Entschluß dem Gesetz der irdischen Schwere sich zu ergeben? Wo ist denn der Meister, der das Geheimniß des Baues hatte? Die Bezeichnung der Steine ist verloren gegangen, welche angab wie sie sich zu Einer Harmonie in einander schlossen; die Menschen bauen kleine Tempelchen aus ihnen, welche die unermüdete Hand der Zeit der allgemeinen Trümmermasse wiedergiebt. Die Meister der Philosophie und der Kunst wandeln mit Meßstäben und geweihtem Winkelmaaß in den heiligen Ruinen umher, und harren des Aufgangs der Sonne. Sie muß in ihnen aufgehen und durch sie herausstralen. Das Symbol des Gleichgewichts der Kräfte, der auf einander ruhenden Linien, das Kreuz — muß das Zeichen über der Pforte der Wissenschaft werden. Uns ist erst dann geholfen, wenn das Wissen wieder ein Leben geworden ist, und das Leben ein Lieben: wenn alles zum Spiegel ward, worin

sich Gott schaut, daß wir ihn schauen. Wir schauen Gott insofern, als er sich in uns schaut. Wir leben, wenn wir Ihn zurückstralen. Und so *wissen* wir erst wahrhaft, wenn wir wahrhaft *leben*. Wahrhaft Leben heißt Gott schauen und ausstralen.

Wird irgend ein abgebrochener, einzelner Theil des zertrümmerten Spiegels, werden alle einzelne Theile durch gemeinschaftliche Aneinandersetzung ihn wieder ganz machen? Oder muß der große Magier der ihn hervorzauberte, ihn mit eigener Hand ergänzen? Beide müssen sich entgegenkommen: und dies ist im *Menschen* geschehn, denn daß der Mensch wieder göttlich werde, trat die Gottheit menschlich in sein Herz. Nur ein Stral dieser Liebe kann die Bruchstücke des Spiegels entzünden, und schmelzen, daß sie von neuem Ein Kristall werden, und Gottes Spiegel heißen.

II.

Der goldene Faden.

(Kunst.)

Poesie, Literatur, und Kunst.

Jede Kunst ist eine besondere Mundart der Sprache der Poesie. Keine ist Dienerin, aber jede bereit, Gefährtin der anderen zu seyn, so daß sich in ihrer Harmonie die härtesten irdischen Gegensätze lösen, z. B. der Stein an die Musik gränzt, und bei der Anschauung desselben uns die Stimme der Echo, die Säule des Memnon zu erklingen scheint. Sie sind verschwisterte Radien Einer Krone, die das Haupt ihres Königs, der Poesie, umgiebt. Sie sind oft mit dem Regenbogen verglichen worden, und

dieses Bild der heiligen Sieben ist auch hier tief gegründet; die Poesie bricht sich im siebenfachen Stral im Prisma der Kunst.

Ist nicht Musik die Sprache, Malerei das Antliz, Dichtkunst der Blick der Poesie? Diese drei bilden eine innigere Trias, sie sind die geheimnißvolle Drei unter den Sieben. Die Repräsentanten dieser Trias sind Mozart, Rafael und Göthe. Jeder von ihnen bezeichnet die goldene Mitte seiner Kunst und den Gleichgewichtspunkt aller poetischen Darstellung überhaupt.

Die Dichtkunst ist eigentlich der Philosoph unter den Künsten, die Malerei der Magier, die Musik der Dichter, die Baukunst der Mathematiker, Botaniker und Astronom, die Sculptur der Enthusiast, die Tanzkunst der Psycholog und die Schauspielkunst der Redner.

Die Dichtkunst verdient, den Reigen der Künste anzuführen. Ihr ist das Wort, der Hauch des Lebendigen verliehen. Sie steht mit der Philosophie in einem näheren

Verhältnisse. In ihr ist das Bewußtseyn der Poesie entfalteter und umfassender als in den übrigen Künsten, die dagegen eine unmittelbarere Bildlichkeit oder Vernehmbarkeit besitzen. Der Dichter hat im Ganzen mehr Weltsinn als die übrigen Künstler, weil diesen der allgemeine Stoff unter bestimmteren, isolirten Formen angewiesen ist. Die Dichtkunst ist gleichsam der Mikrokosmus der Poesie: daher auch der Name des allgemeinen Urquells (Poesie), den sie vor den übrigen führt.

Tiefsinnig ist es, daß aus dem alten Sonnengott der Gott mit der Leier, der Musengott entstand; das All ist die große Lyra der Poesie, auf welcher die Dichter begeisterte Klänge sind, die ihr Daseyn verkündigen.

Es giebt Augenblicke, besonders bei der Anschauung fremder Poesieen, wo uns die Entstehung, oder vielmehr das Dastehen jedes Wortes, jeder Wendung als ein Wunder erscheinen kann. Dies sind Blicke zu

Gott, zum Urquell der Dichtung. Wem nicht sein Dichten an sich ein Wunder ist, aber ein solches, über das er sich selten verwundert, weil er es kindlich aus Gottes Hand nimmt, wie die Luft die er athmet, — der hat überhaupt nichts vom wahren Geiste der Kunst. Denn der lebendige Geist der Kunst ist heiliger Geist Gottes, und Pfingsten ist auch der Dichter Fest.

Jeder Künstler ist ein Dichter anderer Art. Sie sind alle Milchbrüder.

Der jugendliche Dichter muß, auch ohne eine bestimmte Liebe im Herzen zu tragen, immer wie ein Liebender aussehn. Er hat stets ein süßes Geheimniß, das er nicht ausspricht, aber immerfort verräth. Wie die Neugier die Nachtigall, so verlockt die Sehnsucht den Dichter in die seligen Bande. Er lebt in einem beständigen Blick und Kusse, in einer unsichtbaren Umarmung, darum nimmt alles seine Zuflucht zu ihm, was liebt. Alle Kinder irdischer Liebe finden an seiner Sehnsucht ihre Mutter. Im Dichter

bemerkt man die wunderbarste Vereinigung aller Lebensalter, dies zieht die Menschen aller Jahre zu ihm hin, und entfremdet sie dann wieder. Er ist der Vertraute der Geheimnisse und Gefühle, und hat es mit der Natur gemein, daß jeder in ihm seinen Spiegel findet. Er ist ein kindgebliebener, und zugleich ein auf unbegreifliche Weise alt und klug gewordener Mensch, reich an unendlicher Erfahrung. Er ruht am Quelle von dem des Lebens Erscheinung unerschöpflich strömt und erfüllt die Sage von der Kastalide, aus welcher die Sänger den Geist der Jugend und Weißagung schöpften. Die Alter umgeben ihn im reichen, sinnigen Kranze, er hat sie mit einander versöhnt. Aber wer wäre denn nicht Dichter, und hätt' ihm auch nur eine Stunde, ein einziges über seine Stumpfheit erhobenes Gefühl, ein Frühling, ein Stern, eine Blume, ein Kuß, die Ahnung vorübergeführt? Der Dichter hat nichts voraus, als daß er sich des Sinnes des Alls voller wiedererinnert, und daß

er inniger in die alte Liebe versank, daß er ein vertrauenderes Auge zur Heimath hebt, frei von der Erde, wie die Luft, doch aus süßer freundlicher Liebe sie umfangend, daß sie wie er, die alten Flügel entfalte. Er ist gesendet in die Welt, daß er sie anhauche mit dem Geist der Liebe und Klarheit von oben, und daß das sinnvolle Geheimniß des Lebens, das so vielfach bald flach bald furchtbar und schroff den Menschen erscheint, vom Blicke der Sehnsucht, der Heiterkeit und Kindlichkeit betrachtet werde, damit es seine Abgerissenheit verliere und der gerettete Faden sich zeige, der es wieder mit höheren und freundlicheren Harmonieen verknüpft. Die Natur, die Jugend, die Freude, stärkt den Dichter in dem holden Berufe. Süß berauscht von den heiligen Quellen, die ihm wieder strömen, bemerkt er es kaum, daß sie seine Begeisterung nicht kennen, und daß es auch unreine Blicke giebt auf die Geheimnisse der lieblichen Fülle, deren Prophet er ist. Aber die eiteln entfremdeten Menschen

durch ihn zu sich zu rufen, durch Süßigkeit, und sanften Ernst der sinnigen Liebe, hat ihm Gott die Schmeichelrede der blühenden Lippe verliehn; die wilden Thiere zieht sein Klang herbei, williger bietet der starre Fels sich den weichen zerstörenden Liebesfluten und beschaut im Wasserbilde die zunehmende Befreiung, die Bäume und Blumen machen sich mit ihrer Blüthe nach ihm auf, goldene Wolken ziehen geflügelte Kränze über sein Haupt, die Sonne, die große Lyra, breitet sich nach ihm aus. Aber nur wo er das eigene Antliz spiegelt im reizenden Quell und der Echo ferne Stimme nur leise die Sehnsuchtsklage vernehmen läßt, (die Nachtigall des Dichterfrühlings) — bleibt ihm die horchende Menge treu; wird der Spiegel tiefer und ernster, daß das Weltenantliz sich in ihm spiegle, wird jene Echo vom Jüngling als Geliebte erkannt und löst das Irdische sich zur ätherischen, silberweißen, gottbetrachtenden Blume — so fühlt er sich bald allein gelassen wie die einsame Natur, der

Frühling ist gewichen, — aber ein verklärterer Frühlings- und Sonnensinn ist ihm aufgethan und in Demuth und Liebe begrüßt er die himmlische Erscheinung.

Im Gemüth muß die Poesie wohnen, und von dieser Heimath der Liebe, des Frühlings und der Sehnsucht aus, die Welt bestralen und wärmen, wie auf jenem wahrhaft gotterfüllten Bilde Correggio's alles Licht von dem göttlichen Kinde der Wundernacht ausgeht.

Schon nach der wörtlichen Bedeutung ist Poesie (Schaffen) der Widerstral des Schöpfers, das Abbild Seiner Liebe, das wir tragen sollen. In Gott ruht das innerste Geheimniß der Poesie. Wo Gott, die Sonne, und die Poesie stralt, muß Leben aufkeimen, blühen und befruchten, muß Leben — lieben, und Liebe — leben.

Der Zustand der Fantasie, jenes magischen Spiegels einer goldenen Schöpfungszeit, in uns Irdischen gleicht dem Weine, dieser Himmelsgabe im Erdenschoos, die in

ihrer klaren goldenen Flut der Sonne Abbild trägt von der sie stammt, den Menschen heiter durchdringt, und zu seliger Freude, liebender Hingabe, prophetischen Bildern ihn erweckt — aber auch, gemisbraucht, ihm zum irdischen Rausche wird und die sanften zur Weltbeleuchtung dienenden Strale verliert.

Dichtungen sind Ahnungen und Verkündigungen, daß es ein allgemeines goldenes Reich der Poesie gab, daß wir noch überall Zeichen desselben erblicken, Grüße aus diesem verhüllten Lande empfangen, und daß es einst wiederkehren und ewig die Welt umfangen werde. Der Dichter ist ein Priester im Tempel der Sehnsucht, die beiden Edelsteine, die er auf der Brust trägt, sind Erinnerung und Hoffnung. Gedichte schreiben, heißt vom Geiste der Poesie ergriffen werden und weissagen, die uns umgebenden Mysterien offenbaren in ihrem Namen. Das Amt des Philosophen ist, durch Streben von unten nach oben

die Harmonie herzustellen, dem Dichter wird der Beruf, Harmonie von oben herabzubringen, er selbst soll dieser Klang seyn, und darum ist er nur da ganz einheimisch auf der Erde, wo diese vom Heimathsgefühl ergriffen ist, wie in den Stunden des Frühlings, der Liebe, der Kindheit, der Tänze, der süßen Thränen, der Scherze, der sorglosen Lust, der großen heroischen Gefühle.

Das wahre dichterische Leben besteht darin, zu jeder gegebenen Linie diejenigen aufzusuchen, welche mit ihr zu Seiten eines Triangels, Quadrats u. s. w. werden, und so eine Figur der Welt aussprechen, ein Symbol der Harmonie.

Jeden Frühling ist der Dichter Minnesänger, jeden Herbst Prophet. Blüthe und Wein sind die frohen Zeichen, aus denen er weissagt.

Für den Dichter hat jeder bestimmte, charakteristische Zustand großen Reiz. Es ist für ihn das Entzückendste sein Geheim-

niß überall in den mannigfaltigsten Figuren wiederzufinden. So folgt er dem Sinne des Bergmannslebens, dem Handwerker in seine Werkstatt, dem städtischen Betrieb und Gewerbe, dem Reisenden, dem Künstler, dem Studenten, dem Krieger, dem Mönche nach, den unendlichen Zuständen und Ansichten der Gemüther und Geister, jeder Stand, jede Weltbeschauung mit charakteristischem Leben ist für ihn eine Fundgrube poetischer Ausbildungen, und dies verleiht seiner Darstellung ihren unauflöslichen Zauber. Ein jeder findet sich in ihm gedeutet wieder. Hier springt der Unterschied zwischen wahrer und bloß nachahmender Dichtung hell in die Augen; hier reißt sich die Bedeutung des ποιεῖν in die doppelte des Schaffens und Machens auseinander.

Der Dichter hat so viele Organe, daß der wechselnde Übergang in mannichfaltige Stimmungen ihm oft Bedürfniß ist. Sie gleichen den Tonarten in der Musik, den verändernden Zügen eines Flügels. Diese

Züge schlafen ein, wo man sie nicht braucht. Diese Fantasie des Dichters läßt sich mit der Orgel vergleichen. (Dies Bild ist nur für die, welchen es nicht natürlich ist, hier sogleich an seinen mechanischen Sinn zu denken.) Ihm ist der Übergang vom bewegtesten Schmerz bis zur ausgelassensten Lustigkeit, von heiliger Wehmuth bis zum harmlosen, fröhlichen Scherz gebahnt wie durch eine kühne verschlungene Sternenstraße. Vielleicht giebt es überhaupt eben so viel Hauptstimmungen im Menschen, als es Tonarten giebt, und der Dichter macht auch hierin, wie in andern Dingen, die Menschen auf sich selbst aufmerksam.

In der Poesie liegt eine Magie, das Nahe zu entfernen, und das Ferne nahe zu bringen, dies ist die ewige Romantik des Gemüths und Lebens, und die ewige romantische Bezauberung des Dichters.

Das Herz und die Kunst, beide suchen hienieden Begränzung des Unendlichen, daß ihr Sehnen sich anschmiegen und anlehnen

könne; so wendet sich mancher Dichter zum Mittelalter, weil seine Darstellung bei der unbestimmten Unendlichkeit seines Sinnes und Strebens, eines gemüthlichen Festhaltens, einer liebevollen Grundlage bedarf; so kehrt sich die Liebe zur Mädchenblüthe, um gehalten, gebunden, um durch ein bestimmtes Band mit dem Unsichtbaren verknüpft zu seyn.

Jedes Gedicht sucht eine Liebe.

Der Fleiß ist Arbeitsbiene. Beim Dichter ziemt es sich nicht, vom Fleiße zu sprechen; Poesie ist Bienenkönigin. Der Kampf gegen die Hummeln ist der Krieg mit der Prosa und Gemeinheit.

Das Heiligste in uns hat zwei Außenseiten: Ironie und Mysticismus. Ironie ist eigentlich wieder eine Außenseite des Mysticismus.

Der Grund, daß es wenig Dichterinnen und Künstlerinnen giebt, ist wohl ganz einfach der, daß das weibliche Geschlecht mehr zum Empfangen, als zum Schaffen geeignet

ist — und eben darum ist in reinern Frauengemüthern der Sinn für Poesie zart und belohnend für den Dichter, ein Prisma, das den höheren Lichtstral zu sinnigem Farbenspiel entfaltet. Der poetische Geist der Männer verhält sich zum poetischen Sinn der Frauen, wie die Poesie zur Kunst — die Frauen haben viel Musikalisches, viel Pittoreskes, viel Schönes der Antike.

Bacchantinnen im hohen Sinne des Enthusiasmus haben etwas Ähnliches mit dem Verhältnisse weiblicher Dichterinnen. Jene zerreißen das schüchterne Reh', diese den Schleier, — dem Gott opfern beide.

Man kann die schriftstellerischen Frauen in zwei Hauptordnungen eintheilen; zu der einen gehören solche, die dem Ideale künstlerisch entgegenstreben, und zu diesem Ende aus ihren subjektiven Kreise in die Welt des Objektiven sich hinausgewagt haben; die andere Abtheilung machen diejenigen aus, welchen sich jene beschränktere Sphäre ihres Daseyns, in poetischer Gestaltung und Entfal-

tung des sie beseelenden Hauptgefühls, auf das sich alles in ihr bezieht (Liebe der Geschlechter) — als einziger Stoff darstellt. Selten werden die leztern die gewöhnliche Wirklichkeit überschreiten; sie beschäftigen sich gern mit Reminiscenzen der Empfindungen; anstatt sich in reiche bunte Erfindungen zu verwickeln, entwickeln sie lieber mit pflegendem Wohlgefallen das Vorhandene und Gegebene ihrer Lage und Bildung, und die Fantasie wirft nur selten, gleich einer verdeckt hängenden Alabasterlampe, einen matten blaßen Schimmer über das zusammengebrachte Ganze. Es ist gewiß, daß jener innige stille magische Kreis der Liebe die eigentliche Poesie der Frauen ist, daß sie aber mehr als ein musikalisches Wesen das Leben tragen soll, als daß sie aus diesem Leben in die Kunst herübertreten könnte, weil bloße nachahmende Wiedergabe des Lebens außerhalb des wahren Geistes der Kunst liegt. Frauen sind Lieder, und ihre eigentlichste Poesie wird immer in diesem zarten farb-

losen Elemente wohnen. Aber es hat zu allen Zeiten auch prophetische Frauen gegeben, und für diese paßt ein anderer Maaßstab, doch immer der des Subjektiven im Größten, wenn sie sich nicht selbst durch zu dringendes Streben nach Objectivisierung Gewalt anthun.

Die Weltmenschen, für welche eigentlich jedes Gefühl an Überspannung gränzt, weil ihnen jede Erhebung eine Anstrengung der eingeschläferten Kräfte kostet, und denen darum alles Hohe und Begeisterte als das Product eines erkünstelten, angenommenen, fremdartigen Zustandes erscheint, urtheilen auf dieselbe Weise von der Begeisterung des Dichters, welche sie auf einen gewissen leidenschaftlichen Rausch, in dem er gleichsam durch Dämpfe seine Eingebungen erhalten soll, beschränken. Ihnen erscheint das Gemüth des Dichters, dies frohe Gefäß mit der Flamme des Mysteriums des Lebens, als eine Punschbole, die, auf die Kohlen der Exstase gesezt, in Dämpfe geräth und

den Geschmack erhält. Von jenem harmonischen Zustand der Erhebung, von jenem Frieden des Sinnes, jener harmonischen Klarheit des Gemüths, welcher der wahre Blick in die Tiefe der Welt aufgeht — wissen sie nichts. Was sie sich als Begeisterung des Dichters denken, wäre nicht viel anders als Besoffenheit. Sie, die Nüchternen, erwachen nie von ihrer Berauschung; sie sind immer toll und voll von nichts.

Man kann sich im Producieren Träumerei und Präcision angewöhnen. Bei dieser gewinnt die Berechnung, der Begeisterung ein nachtheiliges übergewicht ab, und schläft leichtlich über ihren Ausmessungen ein. Der Hang zum Praktischen ist das beste Zeichen des inwohnenden ästhetischen Sinnes. In jedem Kampf und Ringen hat das Angreifen halb gewonnen, und das passive Vertheidigungssystem halb verloren. Wir müssen die Bedenklichkeiten, die sich uns entgegenstellen, durch rasche geschickte Ausführungen werfen. Ohne Vertrauen läßt sich

gar nichts in der Welt anfangen; und wer recht in sich hineinkommen will, der muß aus sich herausschaffen.

Die Sucht absichtlich Fantasie zu zeigen, um in Erstaunen zu setzen, ist poetische Renommisterei, und ein solcher Dichter gleicht dem Bühnendichter, der nur auf die Theatercoups sein Absehen hat. Die Poesie als ächter Geist des großen Geistes wendet sich dem Eiteln und Selbstsüchtigen ab. Fantasie ist gar nicht, was allein ein Gedicht ausmacht; die Fantasie ist darum der Herrschaft des Gemüths und Verstandes untergeben worden, damit sie keinen anarchischen, wilden Zustand herbeiführe. Eine blos aus Fantasie bestehende Dichtung könnte an die Klänge der Geister aus dem Venusberg erinnern.

Die Genialität der ersten dichterischen Weltanschauung oder vielmehr Erschauung der Welt, hat eine Art Instinkt der Weisheit bei sich, der oft, gleich der Wünschelruthe, schneller und sicherer trifft, als die

leitende Hand der späten Kenntniß. Man erklärt sich beim animalischen Magnetismus über einen ähnlichen Trieb. Oft stellt so der Jüngling, der kühn wie der Lehrling in Sais der großen Verschleierten naht, an den Eingang seines Daseyns ein Werk, ein Wort, einen Blick, der sich über sein ganzes ferneres Leben erhebt, dem er gleichsam durch dasselbe wieder nacheilt, eine Pyramide, nach der er seinen Lauf richten möchte und die wie jene wundersamen königlichen Pyramiden, mehr das unmittelbare Werk eines höheren, erhabenen Wesens erscheint.

Die wahre kräftige Jugendpoesie umschließt die Welt im Ganzen. Der dichtrische Jüngling sieht noch in den Menschen Götter — ein bedeutsamer Traum! — und so legt er ihnen in seinen jugendlichen Dramen und Erfindungen Götterworte, allgemeine Sprüche in den Mund, er sieht den Menschen, aber noch nicht die Menschen, er lebt noch im Orient. Die richtigere Cha-

racteristik ist für die Darstellung unumgänglich und ohne sie giebt es keine Kunst. In sofern aber so manche Correctheit in ihr das Product späterer Welterfahrung ist, erkennen wir doch in ihr das Zeichen, daß die Seele — von ihrem Himmel zur Erde gefallen ist. Aber es verhält sich hier, wie es sich mit dem ersten Quietismus der Kindheit verhält; wir müssen die geschlechtslose Unschuld aufgeben, denn sie ist nur noch ein Traum von einem vergangenen Leben, wir müssen den Zustand des Lebens, die heilsamen Gesetze der Individualisierung kennen lernen, um wirksam in das allgemeine Leben einzugreifen und die Wirklichkeit zu höherer Wahrheit (welche die höchste Poesie — Harmonie — verklärt) zurückführen zu helfen. Diese Characteristik ist der eigentliche Mittelpunkt von Göthe's Poesie und des allgemeinen Bildungsstrebens das in seinem Wilhelm Meister niedergelegt ist. Göthe's Poesie ist irdisch im erhabenst praktischen und ächt bildenden Sinne.

Auf gleiche Weise, wie der Jüngling noch mit voller Erwartung eines unermeßlichen Gelingens, rührend und erfreulich in die Welt blickt, ist das Streben nach dem Lorbeer das Bedürfniß, die Nahrung des jungen Dichtertriebes; das, was ihn mit der Welt verknüpft, der er ja weißagen soll. Dies Gefühl seiner Sendung muß sich sogleich in ihm ankündigen, und der Trieb nach dem Lorbeer ist die erste Ahnung desselben. Mit dem Streben der Jugend nach dem Lorbeer hängt der characteristische Ruhmtrieb des Alterthums (der Jugendzeit unserer Welt) zusammen. Hier und dort, muß der Lorbeer später zurückweichen, und zur Glorie werden, zwischen welcher erst die Prüfungs- und Dornenkrone des Strebens schwebt. Auf dem Haupte des älteren Dichters sinkt ein stiller sterndurchstickter Schleier über diesen holden Kranz der ersten blühenden Gefallliebe und Ehrbegierde — es ist hoch und tief bedeutsam, daß die Dichterkrönungen mit dem Lorbeer in der Welt aufgehört haben!

Die Stellung der beiden Sternbilder, Poesie und Welt, gegeneinander hat sich verändert, aber laßt es uns freudig betrachten, denn sie vermählen sich am göttlichen Morgen.

Bei Jugendwerken kann man manches und oft vieles wegstreichen, aber selten etwas hinzusetzen!

Manchen Gedichten, die ein ächter Drang geboren hat, ergeht es bei der Selbstkritik späterer Veränderung, wie dem Schmetterling in des Knaben Fingern; nur das zarteste Thun, das klarste, sinnigste Verstehn der eignen Regungen und des Poetischen, vollendet und giebt noch eine höhere Beziehung hinzu, ohne den leisen ätherischen Schmelz der leichten Flügel zu verwischen. Das sogenannte Feilen muß ein organisches Nachhelfen seyn. Dies findet in solchen Momenten statt, wo man mit einer Dichtung wieder Eins wird. Man muß deshalb manche Dichtungen und Arbeiten öfters durchlesen, ohne sich des kritischen Zwecks gerade bewußt zu seyn; denn bloße Kritik

schafft nie in eine Schöpfung hinein. Man bleibt im Durchsehn bald da bald dort stehn, und so kommt man unvermerkt mit der Verbesserung herum. Was das andere Feilen für eine bedenkliche Sache sei, beweißt des braven Bürgers Spielerei in dieser Art. Sein Kampf mit der Correctheit ward ihm ganz zur maladie imaginaire der Seele und zerstörte die frische herzige Gesundheit seiner Poesie.

In die Biographie eines Dichters gehören als besonders redende Zeugnisse, auch seine früheren Gedichte, alle diejenigen, die seine Entwicklung bezeichnen. Man philosophiert über sich selbst, wenn man sein Leben schreibt; man soll sich dabei mit einer Metaphysik seiner selbst beschäftigen, man soll noch einmal vor sich werden lassen, was man geworden ist — diese Stunden gleichen dem überlesen des mit inniger Liebe und Hingabe Gedichteten: was die Begeisterung erlebte, feiert die Klarheit.

Poesieen, die man der modernen Welt widmet, müssen einen herrlichen Character geschloßener Ruhe und Gegenwart haben; sie müßen in die Welt hineinragen, wie der Apoll von Belvedere, welcher mit der begeisterten Lippe der Welt sagt, daß er's getroffen. Frühere und unvollkommne Gedichte eines ausgezeichneten Menschen sind wie die goldenen Eier der Leda; sie gehören der Mythe, aber nicht der Kunst an. Es giebt Dichter, deren herrlichste Gedichte nichts als Entwicklungsstoff sind und absetzen; er kann aber doppelter Art seyn: einmal betrifft er des Dichters Individualität, in Bezug auf ihn selbst, zweitens die sich entwickelnde Organisation einer neuen Periode, die der Dichter befruchten soll. Dynamisch genommen, ist Novalis ein Dichter der lezteren Art, In solchen erscheint der hohe Beruf der Dichtung. Sie sind Propheten. (Vates.) —

Das zarte Gefühl des Schicklichen in der Kunst, der Geschmack, ist das ästhetische Gewißen. Es ist ein Gesetzgeber höherer

Abkunft, unabhängig von andern Demonstrationen und Geboten; ein Stellvertreter der Uranschauung des Schönen. Es ist höchstes Gesetz, das sich für alle einzelne Fälle individualisiert. Das Gewissen ist in der Kunst gegenwärtig, wie in allem andern; es hat Gott zu vertreten und kommt unserer Sehnsucht das ewige Schöne zu sehn, mit sinniger Bildsamkeit entgegen.

Prosodie und Ästhetik sind ein A b c. Der Knabe muß lesen und schreiben lernen; der Jüngling weiß nichts mehr davon, wie er das angefangen hat; es ist in seine Natur verschmolzen, die Fertigkeit kam aus seiner Natur heraus, nicht in dieselbe hinein; er konnte nur den Stoß bekommen.

Die langen Versmaaße neigen sich zur Reflexion und zur eindrücklichen Kraft; die kürzeren sind wahre Mysterien des Gemüths, die einfachsten unter ihnen haben in der deutschen Sprache die meiste Weichheit und Innigkeit. Das lang gedehnte Versmaaß, deßen wir eben so bedürftig sind als jener

leichten, hinquellenden Weisen, in welchen Novalis so besonders rührend gesungen hat, — ist zugleich der Spielraum für Öde und Kälte, und darum bemerken wir auch, daß Dichter, denen Gemüth und seine sinnige Fülle abgeht, sich gern mit prächtigen Stanzen vermählen. Wenn die Characteristik der Versmaaße in die Characteristik eines Dichters gehört: so spricht sich Schiller ganz vorzüglich in den seinigen aus.

Es ist gewiß daß manche künstliche Reime und Verschlingungen — besonders in sofern sie einer Sprache nicht eigenthümlich sind — die Poesie körperlich festhalten und den freisten, duftigsten Emporhauch ihrer Blüthe zerstören. Man kann gewisse Gedichte dieser Art mit geruchlosen Blumen, besonders Tulpen, vergleichen. Die Einfachheit paßt sich nicht für das Unbedeutende, sondern für das Bedeutende, das vieles in sich schließt.

Während die Poesie auf der einen Seite ganze Reihen von Vorstellungen in reizender Bündigkeit zusammenfaßt, wird sie auf

der andern in der Darstellung mancher Denkweise, welche sich ihrem Hauptpunkte nach in wenig bündige Worte concentrieren ließe, weitläuftig und umschreibend. Jenes ist mehr die Essenz der Poesie — dies fällt dem Zauber der Form anheim. Im unaufhörlichen Wechsel in beiden Arten darzustellen, darin besteht die magische Kunst des Darstellenden. Es ist gar nicht zu läugnen, daß gewisse reizende Formen der poetischen Darstellung zu den Künsten jener Täuschung gerechnet werden können, mit der man sich zu seiner eigenen Lust und Verzauberung umgeben läßt, wohin auch die theatralische und die der Farbenspiele gehört. Sie sind an sich äußerst romantisch, und man muß sie durchaus nicht mit der berechneten Absicht des gaukelnden Scheines, dieser poetischen Dialektik, verwechseln: sie haben in der Lust des Gemüthes, in der einzelnen Dichtergabe ihren Sitz, und wer wird auch hierin Göthe's Meisterschaft verkennen?

Die Vermischung der Prosa und der metrischen Sprache, hat sich nach Shakespeare's und Cervantes Vorgange, immer bedeutsamer kund gegeben, und gehört sehr bezeichnend in die Characteristik der modernen Poesie.

Die Neigung unsers modernen Deutschen zum dehnenden e steht mit der des Zeitalters zum Unbegränzten, (innerlich zum Unendlichen, äußerlich zum Leeren) im Verhältniß.

Über die Verhältnisse der einzelnen Sprachlaute zu einander fehlt uns, wie ich glaube, noch ein Werk in dem sich musikalischer und poetischer Sinn mit einer wissenschaftlichen Darstellungsweise verbände. Die Verhältnisse der Lauter treffen ohne Zweifel mit den Verhältnissen in der Musik zusammen, und es müßte der Grund anschaulich werden, aus welchem der zartfühlende Dichter, schon der wohlredende Mensch so oft, durch das bloße Fühlen, das innere Ohr geleitet, die nothwendige Wortfolge von selbst findet und

durch den glücklichsten Sprachbau die Zuhörer und Leser mit dem vergnügenden Bewußtseyn eines anwesenden Wohllauts erfüllt.

Zahllose Ahnungen und eine reiche Praxis dieses Generalbaßes der Stimmlaute, finden wir in der vocalreichen Sprache der Minnesänger. Ihr Deutsch erscheint als ein Concert lieblicher Vögel im Frühling, wenn die Sonne goldene Saiten über den Resonanzboden der Erde gespannt hat. Wen haben nicht die süßgebrochenen, einfachen, kindlichen unerschöpflichen Töne junger Vögel auf einem Baume, irgend einmal herzinnig gerührt und mit allen Frühlingsempfindungen erfüllt? Die Minnesingerpoesie war die Blüthe unserer Sprache; dem rauhen Winter, den nackten Felsen, den nordlichen Wäldern hatte sie sich entwunden, und von Osten, von Süden und Westen begrüßten sie brüderliche Klänge. Nur auf den ersten Anblick erscheint es betrübend, daß diese schöne zarte Melodie von neuem durch einen ernsteren, rauheren Klang, der sich neben ihr wie eine Dissonanz aus-

nahm, überstimmt werden mußte. Unaufhaltsam ist das Gesetz der Entfaltung. Der erste Frühling der Sprache hatte abgeblüht, die Zeit der philosophischen Reife rückte heran, das Norddeutsche gab mit Luthers Bibelübersetzung noch einmal der Sprache eine polarische Richtung nach sich zu, die zarte weibliche Süßigkeit der Dichtkunst trat schüchtern vor dem enthüllenden männlichen Streben der Sprache zurück; bis Poesie und Philosophie dieselbe als ihr Reich, als das Reich der höchsten Cultur und Lebendigkeit, in gemeinschaftlichem Einverständniß beherrschen. Wie die Zeit der Minnesänger die Blüthenzeit unserer Sprache war, so hat die neuere Zeit ihre Frucht gebildet, und die zarte Melodie der ersten Liebe wich der Harmonie eines gebildeten Lebens, einer Ehe.

Es ist ein wahrhaft sprechender Beweis von dem Mittlerthume des deutschen Volkes, daß es fremde Klänge, die dem allgemeinen Ideale des Menschlichen sinnvoll

angehören, liebend aufnimmt. Nicht todt, sondern lebendig ist diese Aufnahme! Soll es keine Erinnerung an jene verloren gegangene Familiensprache des menschlichen Geschlechts geben? Sollen wir uns nicht jener gemeinschaftlich bleibenden Worte freuen, welche auf das geistige Gemeingut der Menschen hindeuten? Solche fremde Worte sind Kometen, welche die getrennten Systeme mit einem größern Centro verbinden. Verweist uns doch nicht auf engen Egoismus zurück, ihr Puristen! indem ihr Deutsches zu retten gedenkt, gebt ihr das auf, was höchst und ewig Deutsch ist. Unsere Herstellung als Nation gilt nicht einem Volk von 25 Millionen allein; sie gilt Europa und der ganzen Welt! dies gilt auch für unsere Sprache.

Der Dichter kann sich die Sprachen, um ihre Fähigkeiten zu beurtheilen, als eben so viele musikalische Instrumente denken. Was sich für die Guitarre schickt, ist einem Horne nicht angemessen, ein Instru-

ment neigt sich mehr zum Moll, ein anderes spricht lieber in kräftigen Durtönen. Die Violine beschäftigt mehr den Verstand und Sinn, das einfache Waldhorn ist das Instrument des Gemüths, die Flöte ist ein wollüstiges Organ der Fantasie, des Verlangens, und des süßen Wahnsinns. Man könnte vielleicht in der portugiesischen Sprache die meiste Ähnlichkeit mit der Flöte entdecken, während das Spanische etwas mit dem Fagott verwandtes zu haben scheint. Bei unserer Sprache darf die Neigung zur männlichen Endung, die gern die Tendenz des Gedankens ausdrückt, nicht überhört werden. Etwas ähnliches läßt sich bei den kurzen Sätzen des Waldhorns bemerken, dessen Herzigkeit und Sehnsuchtsvolles überhaupt so viel mit dem Deutschen übereinstimmendes hat. Die Vergleichungsfähigkeit der Violine mit der französischen Sprache ist selbst im etwas heraufziehenden, mit leiser, fast ironischer Anmuth näselnden Ton beider auffallend. Die italienische

Sprache kann man wohl mit nichts, als mit dem Gesange selbst vergleichen. Schon als Mutter einer solchen Sprache, wäre die lateinische unendlich merkwürdig. In der griechischen begreift man wie die Schauspieler in der Tragödie zur Begleitung der Instrumente ein Melos redeten. Die Menschenstimme — welche Andeutung! — bleibt immer der Grundton, der Centralpunkt aller Musik die wir kennen. So sind vom einen Wort, dem heiligen Logos, die unendlichen Sprachen der Natur und Geister ausgegangen!

Die Sprachen gehen, wie die Blasinstrumente, aus einem bestimmten Tone. Die Verwandtschaft des Deutschen mit dem Waldhorne liegt auch in der unbeschreiblichen Deutlichkeit und durchdringenden Vernehmbarkeit jedes Lautes, mit dem es eine goldene Schmelzbarkeit wunderbar verbindet. Mit dem Umstande, daß alle romantischen Sprachen Instrumente sind, die auf einen bestimmten Ton oder Vocal gestimmt sind

(sollte nicht so jede Sprache mit einem Nationalinstrúment wirklich zusammenstimmen, z. B. die griechische mit der Lyra, die Sprache der Psalme mit der Harfe u. s. w.?), hängt auch die Bemerkung zusammen, daß man die Sprachen einzutheilen hat in solche die aus der Brust herauf, durch die Nase, vom Gaumen her, fast blos auf den Lippen ꝛc. gesprochen werden, sogar in solche die sich der Bauchsprache nähern. Ein herrliches Merkmal der Herzigkeit und Tiefe unserer deutschen Sprache ist es, daß sie den Mund öffnet weil sie tief von dem Herzen heraufkommt, wie der Klang des Waldhorns. Die französische Sprache scheint vom Verstande, der seinen Sitz im Gehirne hat, durch den Canal der Nase den Lippen zugeflüstert zu werden, das Herz steht in keiner Berührung mit dieser Sprache, seitdem ihre altromantische Fülle und Wehmuth (z. B. im Klange doulour statt douleur) sie verlaßen hat. Sie ist auf keinen einfachen Vocal, sondern auf einen Diphtong gestimmt,

und wie ich glaube, auf eu; so wie die englische mir aus dem Grundtone oi den die Lippen am aller-müheloseſten hervorstoßen, zu gehen ſcheint. Die herrliche Melodie der Kehlensprache, die italieniſche, geht aus dem a, die deutſche aus dem in seiner Figur (nicht blos im Zeichen, sondern in der Figur, welche der innere Mund bei seiner Ausſprache beschreibt) wieder an die des Waldhorns und an alles Tiefe und Ursprüngliche der Welt erinnernden o.

Bei der Gewohnheit, unsere Gedanken zu Büchern werden zu sehn, und in Büchern als selbſtſtändige Personen wiederzufinden, iſt es bei dem Schriftsteller häufig der Fall, daß der ſprechende ſich auf den ſchreibenden verläßt, während viele Leser das Geſchriebene nun durch das Besprechen klein gemahlen haben wollen: ihrem Sinne fehlt die Sinnigkeit und sie sind für einen ſinnigen Verfaſſer etwas unbeschreiblich Beschwerliches und Unſinniges.

Es giebt ein Nomadenleben in der Lectüre. Menschen, die aus leerer Neugier oder Langerweile alles lesen, sind nirgends recht zu Hause, haben keine tiefere Anhänglichkeit an irgend eine Stelle der Literatur, werfen das Göttliche weg, um mit gleicher Wichtigkeit das Niedrige zu lesen, und wenden sich umgekehrt mit gleicher Fühllosigkeit vom Trivialsten zum Hohen. Es sind Menschen, die man Gedankenfleischer nennen möchte.

Andacht ist das Grundgesetz einer poetischen Lectüre. Der ächte Leser muß leicht vergessen, daß er das Gedicht, den Roman nicht selbst schrieb. Es gehört ihm ja in der That mehr, als er wohl glaubt. — Aus der Art, wie der Mensch liest, kann man den ganzen Menschen lesen. Es giebt wenig Menschen, die man Gedichte laut lesen lassen kann; wie es wenige giebt, die den Dichter sich lesen hören dürfen. Ganz besonders bezeichnet den Menschen die Art, wie er laut liest. Es ist ganz vorzüglich empörend einen Dichter schlecht accentuiren zu hören; und

für einen Dichter der selbst mit Seele liest, ist es keine geringe Qual seine Gesänge und Gewebe so jämmerlich zerfleischen und zerhacken zu sehn, und nichts als schweigen zu können, da Poesie, Gefühl, Gemüth, Seele, Musik, Grazie, nicht zu demonstrieren sind. Noch beleidigender als ein grober und übertriebener Vortrag, ist ein schläfriges, monotones und kaltes Ablesen: es ist gleichsam ein versteinernder Anhauch auf Schwarz und Weiß: ein Gähnen beim Aussprechen fremder Liebesgeheimnisse.

Der Dichter der vor uns steht, erläutert und ergänzt mit Blick, Stimme, Accent, Persönlichkeit, was seinen Dichtungen vielleicht an mancher Verständlichkeit gebricht. Ohne ihn zu sehn, in weiter Entfernung von ihm, umschweben uns diese seine Eigenschaften, wenn wir ihn lesen; sie begleiten das, was wir lesen, wie eine obligate Stimme. — Es ist vielfach gesagt worden, daß man durch persönliches Kennen die Unabhängigkeit seines Urtheils über Werke schwäche; aber das un-

ausgesprochene, innerste Wort im Dichter zu lesen, ist ja doch erst des wahre Verstehn und Umfassen des Dichters und seines Werks.

Jede verdeckte Lampe hat ihren eigenen Lichtkreis. Wer nicht in denselben hereintritt, sondern die Lampe zu andern Lichtern, in einen fremden Kreis trägt, der macht, daß sie sogleich ihre magische Gewalt und jene Bedeutsamkeit verliert, mit der sie ihren Cirkel in ahnungs- und bilderreicher Liebe beherrscht; dies Schicksal erfährt der Dichter von vielen Menschen.

Es wäre zu wünschen, daß die Bücher, welche von göttlichen Dingen handeln, nur das Misverständniß des unbedingten Wegwerfens von Seiten unverständiger Leser erführen: wie vieles Misverstehn würde beiden erspart!

Es ermüdet und entkräftet, einen Gedanken lange in sich herumtragen zu müßen; man wird ihn gleichsam los, wenn man ihn niederschreibt, er kann anderen Platz machen, er hemmt nicht mehr die Ideencirculation. —

Lesen greift productive Naturen mehr an, wie Schreiben; im Schreiben ist die Gegenthätigkeit rege, im Lesen ist die Erregung einseitiger, in jedem lebendigen Leser wird ein eignes Producierendes angeregt, das durchaus mit dem Faden des vor ihm liegenden Buches nicht gleich läuft, dies spannt oft sehr an. Es ist überhaupt allemal schwer, den fremden Ideen ganz zu folgen, und es ist Erleichterung für die Seele, den eigenen zu folgen. Aus ähnlichen Gründen greift das eigene Musicieren weniger an, als das Musikhören, das Malen stumpft weniger ab, als langes anhaltendes Bilderanschauen, das Sprechen weniger als das Hören, so auch das Producieren minder als das abstracte Denken.

Die Gewohnheit der Citate hat, wißenschaftlich, manche gute Seite. Sie verbinden auf eine oft recht wunderbare Art eine Menge heterogener Bücher und Gegenstände mit einander, und dieses Verknüpfen, dieses Darthun obwaltender Wechselverhältniße

in allem, ist und bleibt eine der wichtigsten und erfreulichsten Angelegenheiten in dieser Welt. Oft kann es mich schon wie ein Zauber ergreifen, wenn ich auf einer Druckseite so viele verschiedenartige Worte mit einander verbunden sehe.

Viel Einschiebsel und Parenthesen in der Schreibart gleichen den Enclaven in den Staaten; diese gewähren kein wahres Arrondissement, wie jene die Präcision und Deutlichkeit aufhalten. Es ist bisweilen besser, etwas das man bei der Gelegenheit mit anregen möchte, ungesagt zu lassen, als den Leser wegen einer Menge Zwischensätze, über den Character des Hauptpunkts in Ungewißheit zu setzen und diesem das Licht durch zu üppige Vertheilung zu benehmen. Diese Theorie über richtige Öconomie des Lichts und Schattens, ist so wichtig für Schreibart und Dichtung, wie für Malerei und Musik.

Fragmente sind gedeckte Tische für die Genien; Früchte, gebrochen bei den Hespe-

riden. Fragmente deuten auf ein erwartetes Ganze hin. Sie haben Ähnlichkeit mit Wörterbüchern; zum Nachschlagen, zum Verdeutlichen sind sie da; sie sind Symbole des menschlichen Strebens; — die Welt die uns umgiebt ist ein großer Torso an dem wir alle studieren, an dem wir bewundern, was er gewesen seyn muß, bedauern was er ist, vor dem wir den Pygmalion erwarten der ihn vollende, und den Dädalus, der ihn emporhebe. Fragmente sollen in die große Dynamik gehören — sie sollen eingreifen und in Bewegung setzen. Die Welt liegt in Bruchstücken um uns her, und was wir mit sinnigem Geiste aufheben, das ist an sich ein Fragment zum großen Bau. Durch Fragmente sollen wir alle zur Ergänzung des großen Fragments beitragen. Die Zeit, der Lauf der Dinge, hat so viele heilige Werke des Denkens, und der Kunst zu Fragmenten gemacht. Indem wir unser Bildungswerk an diese großen Fragmente anschließen, wollen wir den Sinn der Destruction auf-

heben, und durch lebendige Fragmente an der Construction der Welt arbeiten; Saamen streun auf unmooßte Trümmer!

Es ist gerade so leicht und so schwer, ein Fragment über eine Ansicht, einen Gegenstand des Nachdenkens zu schreiben, als Vieles mit Wenigen zu sagen. Es giebt fast keinen geistreichern Umgang als den mit den Fragmenten, die man sich aus seinem Innern bestellt. Man feiert Symposien, wenn man recht ins Gespräch mit diesen launigen mährchenhaften Geisterchen kömmt, welche aus jeder Blume und jeder Luft des Lebens, wie die Honigbienen, eine Ausbeute für das Reich des Geistes mitbringen.

Bücher sind liberi emancipati. Manuscripte im Pulte sind kaum eine res; man lasse sie nur einige Zeit liegen, wie selbstständig sehen sie uns an und wie oft kommen sie uns klüger vor als wir selbst! Jeder Vater hat an seinen Kindern zu lernen.

So lange die Menschen noch das Buch bezahlen, und damit den Schreiber zu bezah-

len glauben, so lange sollte man's machen wie die Cumäische Sibylle.

Die Bücher sind Waare geworden, wie alles andere. Der Tausch von Gold um Gold ist in diesem Falle an sich schon zu ungleich, als daß die Buchhändler denselben nicht auf alle Weise für die edlern Schriftsteller zu mildern suchen sollten. Diese macht der Besitz des einen wirklich gegen das andere, dafür gebotene, gleichgültiger, nur kann ihnen das Benehmen bei dem (an sich eine bloße symbolische Handlung bleibenden) Tausche nicht gleichgültig seyn, sie wünschten aufrichtiges, vertrauendes Entgegenkommen, Proben wahrer Uneigennützigkeit, wahren Gefühls und Eifers für die Sache der Literatur, offenes Einverständniß zu Einem Zwecke, sie wünschen wahre Großhändler unter dieser Klasse anzutreffen, in deren Haus eine Fülle des Geistes sei, — mit einem Wort, Minervens Eule, der schattende Ölzweig, der ehrende Lorbeer, soll nicht vergebens beim Mercuriuszeichen des Buchhan-

dels zu erblicken seyn. Wohl soll er den regen Caduceus führen, den Büchern Flügel leihn nach allen Himmelsstrichen, die friedlichen Boten beschirmen, — nicht aber den Gott der List, der bloßen Gewinnsucht, des Diebstahls (Nachdruck) bezeichnen.

Das Honorar für Manuscripte ist eigentlich eben so anstößig, als daß man die protestantischen Beichtväter für Beichte und Taufen ꝛc., bezahlt. Die Buchhändler sollen sich unmittelbar an die Schriftsteller anschließen, sie sollen gleichsam die Sinne vorstellen, die zwischen dem Geist und der Außenwelt vermitteln, sie sollen das Öconomische in der gemeinschaftlichen Geisterstadt besorgen, deren Bewohner nicht blos Lebendige, sondern ewig Lebende, Bücher, Gedanken sind. Man fördert seinen wahren Vortheil nur, wenn man den allgemeinen befördert; denn wir sind unzertrennliche Glieder, Nerven und Adern Einer Welt. — Die Bücher sind nicht für den Handel, sondern der Handel ist für die Bücher da.

Die Autorität ist der eigentliche Popanz. Ob man gleich dem Zweifel eine so große Rolle eingeräumt hat, so spielt der Glaube in der Welt keine kleinere; er läßt sich nicht ausrotten, und das Zweifeln selbst, das die Menge ergreift, beruht meistens auf einem Glauben an Autorität. Der Mensch ist von Natur zum Glauben (schon aus Trägheit) geneigt, und es muß einer auftreten und mit einem imponierenden Zweifel den Anfang machen, dem in vielen Schlummernden das erste Wort geben (z. B. im guten Sinne Luther, im übeln Voltäre.) Diese Herrschaft der Autorität hat einen guten, wie einen schlimmen Sinn. Eine gewiße Autorität, die Traditionsautorität, und jede Autorität einer neuen Zeugenschaft unendlichen Lebens, ist nichts weniger als Gespenst, sondern ein Himmelsbote, der den Willen einer höhern Intelligenz kund giebt und zum Glauben an dieselbe auffordert. Unter der Menge muß das Meiste mit Furcht beginnen, was mit Liebe endigen soll; z. B. die Religion.

Auf umgekehrte Art, wie die eigentliche Unschuld ein unpraktischer Erdenzustand ist, d. h. ein zu himmlisches Wesen, sind auch gewiße höchst geniale Ideen, die hienieden als Paradoxen, Hypothesen, Spiele des übermuths und Witzes, sogar als Frevel erscheinen, Wesen in eine ätherische freiere und reinere Region und Zeit gehörig, noch zu vollendet für die Welt. Wie jene Unschuld als flüchtige Blüthe, müßen sie leuchtend dahinziehn und nichts davon wißen daß sie die Erde befruchtet haben mit ihrer electrischen Berührung. Nur in Einzelnen müßen sie deutlich wahrgenommen werden, allgemeine Fruchtbarkeit müßen sie verkündigen, in der Stille mit ihrer in den Boden geschlagenen Kraft fortwirken, bis einst die Sprache, deren Bilderworte sie sind, wieder allgemeine Landessprache wird, die keiner Dollmetscher noch Wörterbücher bedarf.

Verdächtig ist die Autorität eines Schriftstellers, von welchem es heißt: „er pflegte immer dies und das zu sagen.“ Die wahre

Beweglichkeit des Geistes pflegt immerfort zu denken, aber sie zeigt sich gerade darin in ihrer eigensten Natur, daß sie für das Gedachte unendliche Behandlungsweisen hat. Das „er pflegte zu sagen," will gewöhnlich heißen, er pflegte so wenig zu denken, oder mit der Ausbeute seines Denkens und Meinens so wirthschaftlich umzugehn, daß er jeden Heller zehnmal umwendete und als Schaumünze selbstgefällig herumwies, ehe er ihn ausgab, und zehnmal dasselbe sagte ehe er den Perioden gegen einen andern loswerden konnte.

Es ist traurig, daß manche Menschen von höheren Ansprüchen wie gedruckt aussehn. Sie haben die innere Handschrift ihres Wesens gegen ein fremdes Buch vertauscht. Ihnen fehlt jenes Schöpferische, das natürlich ist; ihr wirklich Natürliches kommt ihnen nicht empfehlend genug vor: sie bewegen sich in angenommenem Wesen, die Eigenthümlichkeit schielt nur hervor und es wird uns leid um das wahre Gefühl,

wie man es bei einem an sich schönen Auge bedauert daß der Blick seinen rechten Winkel verfehlt, d. h. daß es schielt. Oft kann man dann recht seufzen nach Natürlichkeit, und sich erholen, wenn man in einen Kreis bekannter, gemüthlicher, aber nicht ungewöhnlicher Menschen tritt. Denn jeder ist da wohl anzusehn, wo er hin gehört.

Vielen erscheinen die Gegensätze, welche der reiche Ausdruck des Genius zu vereinen strebt, blos paradox und auffällig, und selbst innige Gemüther sehen oft ungern den kühnen Versöhnungen des ihnen immer Widerstrebenden zu. Werden sie nicht auf den Einfall kommen, daß in dieser Leichtigkeit des Geistes, das Widersprechende zu binden, zu entzaubern, eine sichere Botschaft des höheren Friedens der Dinge ausgesendet ist, von der Region, wo sie in Gott schweben?

Die s. g., an sich und in ihrer Sphäre guten Köpfe sind die gefährlichsten von allen, wenn sie ohne eigene Erhebung in die höheren Ansichten eingreifen wollen, indem

sie mit ihrer niedern, durch ihr Talent erhöhten und ausgeschmückten Ansicht dem Publikum näher sind, und genießbarer erscheinen. Denn das Publikum ist dem besonders geneigt, der's ihm bequem macht, und die Stufen und Stockwerke erspart; es bleibt am liebsten par terre. Jene sind darum gefährlich, weil sie überall einreißen wollen, und nirgends aufbauen, oder wenigstens Materialien zum neuen Baue zeigen.

Rira bien, qui rira le dernier, ist eigentlich das Endwort der gegenwärtigen Welt. Alles, was sich auszeichnet, wird von dem Schlendrian gefürchtet oder ausgelacht, — und meistens fürchtet es den Schlendrian wieder, oder lacht ihn aus. Dies letztere zu thun, hat derjenige die Kraft, der sich fürchten gemacht hat; wer sich aber auf irgend eine Weise vor diesem Gefürchtetwerden fürchtet, der wird vom Schlendrian ausgelacht (z. B. wenn er schwärmerische Sehnsucht, bis zur Wehmuth erweichtes Gefühl zeigt). Vollkräftige Liebe

ist für den Schlendrian gar nicht da; er kann gar nichts mit ihr anfangen; Blößen muß das Ausgezeichnete geben, gleich wird der Schlendrian die seine damit bedecken wollen; und jenes sich Fürchten = machen ist gewissermaaßen eine hypergeniale, das Sich = fürchten eine ungeniale Schwäche des Ausgezeichneten. Dennoch — rira bien, qui rira le dernier!

Es gehört zu den schönsten Lebensgefühlen, im Wechselverhältniß mit geistreichen, gemüthvollen und schöpferischen Menschen seiner Zeit zu stehn. Mit ihnen verbunden, fühlt man seine eigene Stelle im großen Gewebe bestimmter und freudiger. Im Webstuhl laufen die Fäden ihre eigene Bahn, aber sie finden sich, durchflechten sich und geben sich wechselseitigen Halt, des Meisters Arbeit wird gefördert. So ist die Freundschaft der verschiedenen Geister.

Nur weil man in der Erziehung das rechte Verhältniß in der Entwicklung aller Kräfte vernachlässigt und diese vielfach unterdrückt

hatte, gab es auf einmal so viel Lärm und Übermuth, wie sich der junge Wein befreite, und die umherspringenden Korke die etwas niederländisch beisammensitzende Gesellschaft inkommodirten. Wer verzeiht nicht dem fröhlichen, strebenden Geschlecht den kecken Übermuth, mit dem es um sich sprudelte, weil es die Gesellschaft in dieser behaglichen, etwas schläferigen Verfassung beim Kaffee fand? Der Knall ist ein Befreiungszeichen — es hat irgendwo geblitzt und man ist aufgefahren. Alles Edle hienieden beginnt mit einer Leidenschaft.

Es giebt nur eine Klasse von Prosaisten: die unpoetischen Menschen. Ihnen ist jedes Produkt der Poesie — Experimentalästhetik. Alle Kunst ist ihnen bloße mechanische Technik.

Die wahre Ästhetik ist die Philosophie des Schönen, welche auf seinen Sitz im Innern des Geistes hinweist, und die Kunstwerke und Kunsttheile als nothwendige Erzeugnisse der innern Kräfte, Richtungen und Zustände betrachtet. Ästhetik entspringt aus

Staatl. Bibliothek
Bamberg

dem Daseyn der Kunstwerke, wie die Grammatik, wenn sich die Sprache festgesetzt hat; der Geist, der über seine Kraft philosophiren will, muß dieselbe erst durch Production in Ausübung gebracht haben, um sich ihrer bewußt zu werden. Wehe dem Kunstwerke, das blos aus der Ästhetik entstanden ist! Es ist Eisfigur und wird wieder Wasser werden, von dem es genommen ist. Das Theoretisieren und überfeine Ästhetisieren hat einige Ähnlichkeit mit dem Botanisieren für ein Herbarium.

Es ist etwas ganz anderes, eine Sache in ruhiger Ferne betrachten, oder bei derselben in eine nähere Thätigkeit gerathen. In jenem Falle steht man oft gewissermaßen über derselben (urtheilsrecht), in dieser ist man in dieselbe verwickelt. Mancher hat in jener Ferne viel Gegenwart des Geistes und sie verläßt ihn in dem einzelnen Falle; er denkt abstract, aber nicht concret. So kann man die Werke Anderer mit vieler Klarheit und Umsicht beurtheilen und bei eigenem Erzeugen

Staatl. Bibliothek Bamberg

doch so sehr aus seiner Ruhe kommen, daß man durchaus sein Werk nicht unter die höhere Einheit seiner Ansichten stellt. Solche, denen mehr jener beobachtende, außerhalb der Production stehende Sinn verliehen ist, sind gerade mehr zu Ästhetikern und zur Kritik geeignet; die Dichter haben dazu keine Zeit.

Die gewöhnliche Kritik gleicht dem Knaben, der die Uhr des Meisters aus einander nahm und nicht wieder zusammen setzen konnte. — Sie ist wie die strenge, unfruchtbare Minerva, an keinem Herzen, sondern im Haupt entsprungen. — Kritik ist ein Läuterofen, aber nicht das Gold. — Alle Kritik ist vorübergehend, negativ. — Literaturzeitungen muß man als eine bequeme Controle des in der gelehrten Welt sich Begebenden betrachten. Alle Bücher durchzulesen um die bessern kennen zu lernen, ist heut zu Tage eine unausführbare Methode, und da man schon gewiße Nuançen der Darstellung in den meisten Lit. Z. kennt, so übersezt man sich die eingehenden

Berichte wo es nöthig ist, und erfährt so im Allgemeinen durch die dritte Hand was en masse einpassiert, um sich dann nach diesem und jenem Neuangekommenen näher zu erkundigen. Auch finden sich wirklich vortreffliche wissenschaftliche Bruchstücke in diesen Instituten gesammelt. Nur schade daß das Ganze noch eine zu große Abgeschnittenheit hat, sich noch eine zu gestrenge Amtsmiene beilegt, während die Grazien es gar nicht verschmähen würden an einer solchen Zusammenkunft richtender Musen Theil zu nehmen. Es sollte mehr dramatischer Geist in die Darstellung hineinkommen, dem Gemüth eine Stelle eingeräumt, die Steifigkeit der Berichte und Abhandlungen von einem freieren Geiste heiter ergriffen werden. Es ist nicht bedeutend viel an dem eigentlichen Kritisieren der heutigen Kritiken gelegen, aber d i e Kritik, mit ihrem umfassendern, schärferen Augenmerk, hat allerdings ihren Antheil an dem unter uns in Gang gebrachten Leben, und es ist z. B.

bei den Literaturzeitungen um die allgemeine Beweglichkeit, um die Gesprächigkeit aller Kräfte zu thun. Von dieser Seite muß man sich auch des vielfach gemisbrauchten und entarteten Gedankens der übrigen Flugblätter (Modeblätter — Moderblätter) annehmen, über welche die Journale wieder als ein solideres, ernsteres Geschlecht hervorragen, das wie der Minutenweiser im Vergleich des jagenden Secundenzeigers, in ruhigerm Schritte sich bewegt. Diese Anstalten alle drücken die geschäftige, hastige, unstäte Unruhe der Zeit aus. Wie kann und darf eine solche allgemeine Schwingung sobald zur Ruhe kommen? — Allerdings ist es ein Geschäft für Dichter, ihre Erfahrungen über das Schöne mitzutheilen, Blicke auf Theile der Literatur, der Kunst zu werfen, welche von ihnen doppelt belehrend seyn müßen, da sie in den eignen Busen greifen: aber die Form der meisten Schriften dieser Art paßt nicht für sie, sie wollen allem den belebenden Hauch einer freien, gemüth-

reichen Darstellung geben, und dies deutet die schönste Tendenz der Kritik an: sie soll, wie die Chemie, nicht zerstören, um zu zerstören, sondern um die ewigen Gesetze des Werdens darzuthun, zerlegen, um eine höhere Verbindung zu befördern, und so ist wahre Kritik ein Beruf der Liebe.

Die Kritik sollte darin bestehn, den richtigen Gebrauch einer himmlischen Gabe zu untersuchen, und vor dem irdischen Misbrauch himmlischer Gabe zu warnen.

So wie die Armen von Reichen, die Fabrikanten von den Großhändlern leben, so leben viele Schriftsteller und Ästhetiker von den Genie's. Dagegen arbeitet aber auch in einem besseren Sinne, das Beschränktere in seiner Sphäre dem Größeren in die Hände, wie der Fabrikant dem Speculanten, der Eisenhammer dem Eisenhändler, der Steinmetz dem Baukünstler u. s. w. Das gemeinschaftliche Leben und Streben des Geistes beruht wahrhaft auf wechselseitiger Handreichung.

Literatur ist gewißermaßen Verwandlung lebendiger Intelligenz in Bücher. Die Bücherwelt ist eine große Geistererscheinung unserer selbst. Wir sehen uns gedruckt und könnten eben so gut über diesen seltsamen Zustand erschrecken, als wenn uns plötzlich ein Geist erschiene oder wir uns selbst objektiv erblickten. So erschrickt der alte Graf im Wilhelm Meister vor einem Abdruck seiner selbst, wie er in sein Arbeitszimmer tritt. Die Bücher sind uns sogar fast zu höheren Wesen geworden, seit wir den besten Theil unserer selbst und was wir von oben empfangen, in sie niederlegen; anstatt daß wir sagen könnten: das Buch spricht wie der Mensch, den es vorstellt, haben wir uns fast ironisch zu sagen angewöhnt: er spricht wie ein Buch. — Der Zweck der Bücher ist eigentlich, sich selbst unnöthig zu machen. Es wird einmal ein großes Fest geben, wenn alle die noch in Bücher gebannten Geister frei werden. — Wenn man einmal so weit gekommen seyn sollte, daß eine Anzahl auf-

ßerordentlicher Bücher die andern außer Thätigkeit versezt hätte und wieder durch eine Offenbarung in uns selbst überflüßig geworden wäre: so könnte es wohl geschehen, daß wir aus Lust und Andenken von neuem Bücher zu machen anfingen. — Die Bücher sind in mancher Hinsicht alle — Zauberbücher. —

Die Idee von einer Literatur entsteht mit dem Eintritt der wissenschaftlichen Kritik. Das Bewußtseyn der Literatur in einem Volke ist das Gefühl der Mannbarkeit. Der frühere kindliche Zustand versteht eine solche Benennung so wenig, als die erste Unschuld den eigentlichen Behuf der Fortpflanzungstheile. Wir sind, als ächte Deutsche, am langsamsten gereift, am längsten Kinder geblieben; das Schwächere eilt immer dem Stärkeren, einer umfassendern Zeugung fähigen, voran. — Der patriarchalische Zustand fand ein besonderes Glück in zahlreicher Familie, die sich gern den Sternen am Himmel verglich; für uns paßt

sich der reiche Kinderseegen nicht mehr, weil wir troz Amerika's Golde arm geworden sind: und weil wir nicht viele Kinder haben wollen, so machen wir viele Bücher die uns ernähren sollen, und behandeln jeden Gedanken als eln Mädchen oder als eine Frau — wohl auch als Bajadere. — Man sollte den Staatsverfassungen der Bücher so gut nachspüren, als den Verhältnissen der Ameisen, Bienen ꝛc. untereinander. Man findet eine fürs allgemeine Beste arbeitende Klasse, höhere Ämter und Geschäfte, königliche Würde, so gut unter jenen, als bei diesen, und diese Eintheilungen sollten allgemeiner bestimmt werden, damit man gleich wüßte, wen man vor sich hat und was er will. — Das ungeheure Anwachsen der Bücher ist doch wenigstens als eine Art froher, vornehmer Verschwendung und Fülle, als ein guter Charakterzug dem kargen Zeitalter anzurechnen, das so genau zählt und geizt. Diese erstaunliche Menge hat viel Bequemes und viel Unbequemes; wir müssen uns zu diesem beque-

men, wie sich jenes nach unserem Bedarf, nach unserer geistigen Schwelgerei bequemt. Der Genuß hat durch die vielen Genüsse ab- und die Genußfähigkeit im Geistigen ungeheuer zugenommen. Wir haben raffinirte, römische Gaumen. Die Intermezzo's der Zeit haben jetzt diese lucullische Pracht der Mähler sehr beschnitten.

Die Menschen wollen der Poesie eine moralische Tendenz unterlegen, sie soll didactische Poesie seyn — und ich möchte wissen was überhaupt auf die Menschen weniger wirkte, als wenn man ihnen sagt was sie thun oder lassen sollen:

Heb' ich den Finger nach einem, so denkt er
ich meine den Nachbar,
Rümpft das Näschen und zeigt mit den
zwei Fäusten auf ihn. —

Die Dichtkunst ist in unserer Zeit das, was die Blumen im Herbste sind. Alles blickt auf die Früchte, deren Zeit der Herbst ist, die Blumen stehn als Erinnerungen, als Hoffnungen da, (wie ein glühendes Abend-

roth als Nachtraum des Tages und Verkündigung eines schönen Morgenroths), mühsam erhalten sie sich im Boden der Gegenwart, durchweht von den kalten entblätternden Lüften des Lebens, deren Flügel alles in eine wärmere Heimath hinträgt, — aber ihre Farben glühn, wie die neueste Poesie, und wie der funkelnde Sternhimmel im Herbste.

Bemerkungen über einige Dichtungsarten.

Die Vorstellungen von einer gewesenen goldenen Zeit, auf deren Daseyn das Tiefste im menschlichen Wesen hindeutet, von der uns alle Mythen reden, sind, ihrer schmerzlichen Sehnsucht entkleidet, mit abgelegtem Glanze, in die heitere Gegenwart des wohlbejahrten Idylls, wie die verkleideten Götter bei Philemon und Baucis eingekehrt. —

Die alte Naturpoesie kann man im großen Sinne idyllische Poesie der Menschheit nennen, Sagen und Lieder von den Saturnalien einer frühen Welt, und so der gewöhnlichen idyllischen Dichtung, die sich mehr auf das Leben in bequemer, oberer Welt bezieht, gegenüberstellen. Steigen wir noch früher hinab, so würden wir die Einheit der Naturpoesie mit der Schöpfung und Bildung des allgemeinen Lebens auffinden, wie wir später einzelne wunderliche Blicke von ihr aus der Volkspoesie heraus erkennen, in deren Anfängen sich jenes große Naturidyll mit dem großen Epos des Kampfs in und zwischen Natur, Menschen und Göttern, vermischt. Das Volkslied hat immer Züge jenes alten titanischen Characters behalten, aus dessen wilder Begeisterung es entsprang.

Die Volkslieder sind die Saturnalien der Poesie. Um sich des alten Gemeingutes zu erinnern, nahen die Herren den Tischen der Niedern und ergötzen sich an den Fabeln der alten Zeit.

Das wahre Volkslied muß gleichsam aus einer Flöte oder einer Clarinette von Krystall kommen; die Melodie der Empfindung muß hindurchschimmern; das Lied ist ein inniger, kindlicher Klang der Seele, lieblich, klar, und einfach, wie alles Reine und Ursprüngliche.

Der Eintritt der Poesie in die Zeit kann nicht anders als mit einem lyrischen Klange erfolgt seyn.

Man gebe einem Andern, dem die Klarheit des Höhern, das Tiefe des Sinnes fehlt, dieselben einfachen Worte in den Mund, die uns in Göthe's und Novalis Liedern als die wahre Bibel-Sprache der Poesie anreden, wie leer werden sie seyn, wie leer uns lassen!

Unter den anacreontischen Liedern heben sich besonders, neben den zarten, fröhlichen Weinliedern, diejenigen heraus, die man zusammengenommen einen Lebenslauf des Eros nennen könnte. Sie sind mit süßer Einfalt empfangen, mit Leichtigkeit gespon-

nen, von zarter Lust und Laune Fäden durchwirkt. Da steht das Wunderkind vor unsern Augen, mit allen seinen Launen und Tücken; aber auch in seiner ganzen Kindlichkeit und Anmuth, wie es selten dem Pinsel eines späteren Dichters gelungen. Seine Fantasie steigt nicht zu dem hohen, himmlischen, sinnigen Jüngling Eros empor, der bei der vergötterten Psyche wohnt; er wagt sich nicht zu jener ewigen, tiefen Liebe hinab, die der Nacht und dem Chaos entstieg; für sein frohes unbekümmertes Gemüth war nur das Kind Eros da. Mehrere Gemälde aus diesem Bildersaal des kleinen Gottes neigen sich fühlbar zu dem Romanzentone der späteren Zeitalter hin, und es ist sehr die Frage, ob wir es nicht wagen dürfen, einen leisen Anklang dieses Tons in den alten spanischen Maaßen aufzusuchen.

Petrarca's Sonette und Canzonen gleichen zart geformten und gerundeten Urnen, in welchen schlanke Blumenstengel in der Klarheit goldenen, immer heitern Südlichtes

schweben. Dieses in sich selbst unerschöpfliche Lieben, Gedenken und Verlangen in seinen Gedichten, erscheint immer noch in eigener Holdseligkeit irdisch befangen; noch sind dem Sehnen die Flügel der göttlichen Liebe nicht frei gelößt, noch ist es sehr bedeutsam, daß Laura und Lorbeer sich in seinen Liedern verschlingen. In diesem Bezuge ist seine lezte Canzone: Vergine bella, che di sol' vestita, ein wahres Schwanenlied, in dem sich die befangene Liebe zum befreienden Gedanken der höheren, ewigen erhebt. Die Reflexion, mit welcher Petrarca über seiner Liebe weilt, sie zum Gegenstand unerschöpflicher Gedichte macht, ist der Übergang seiner Poesie ins Moderne, und was so dieselbe an eigentlicher Unbefangenheit verliert, das deutet sich wieder als höhere Richtung in ihr an.

Der Vordersatz, auf dem die wissenschaftliche Deduction der Geschichte beruht, ist eine Tradition im menschlichen Geiste, vom göttlichen Ursprung aller Dinge: die Mythe

ist die Lampe, die jenem den Faden im Dunkel der Vorwelt suchen hilft. Sollte hierin nicht die Charakteristik eines Hauptzugs am Epos verborgen seyn? Wäre dies nicht der Grund aus dem das Epos ohne unmittelbaren Zusammenhang mit dem Göttlichen, mit der Sage, mit dem übersinnlichen und Wunderbaren, nicht bestehen kann?

Liegt nicht der formelle Unterschied zwischen dem Epos und dem Tragos darin, daß im Epos durch Nacheinanderfolge von Zeiten, Begebenheiten und Gesinnungen, durch Entwicklung chaotischer Motive alles langsamer und mehr allgemein und in Massen herbeigeleitet wird, in der Tragödie aber der prägnanteste Moment (wie ihn Lessing der bildenden Kunst vorschrieb) in den Gruppen der Akte sich bildnerisch emporhebt?

Die ersten Anfänge deutscher Dramen schienen in der wunderbar einfachen Kunst zu bestehn, die Romanzen, Legenden, Mährchen, Sagen, selbst redend zu machen; in vielen Comödien und Tragödien Hans Sach-

sens findet eine bloße Verwandlung der entferntern Person in die erste, mit sehr geringen Beschwörungsformeln statt, es treten öfters die Personen nur auf, um das lesen zu laßen, was ihnen wie auf einem zierlichen Zeddel aus dem Munde geht. Die Beschauung der sehr alten Gemälde, so wie die Aufführung manches Marionettenspiels unter uns, vermag uns am besten jene kindliche, vergnügliche Zeit der deutschen Bühne zu vergegenwärtigen, wo die ernste Melpomene, die frohe Thalia dem schlichten Meistersänger als spielende, mährchenreiche Kinder erscheinen.

Die isolierte Form der Griechheit kann man nur zum Beweis daß man sie begriff, daß man die Kunst der Antiken-Abgüße versteht, aufstellen wollen: scientivisch; denn zur Bereicherung der Fülle der allvereinenden Poesie kann es nicht geschehn, da diese ja eben schon das Antike in seinem Urwesen in regerem, vereinendem Verständniß umschloßen hält, und daher nicht erst neuer

Antiken bedarf, die eben dasselbe seyn wollen. In Schillers Braut von Messina sind die rührendsten Versuche der Art. Schiller empfing diese Sehnsucht mit heißer Liebe — wie ihn alles durchglühte was ihn ergriff — während dieser Gedanke in Andern . . zu Marmor und Eis erstarrte.

Gedanken über dramatische Poesie.

I.

Besonders in der Tragödie bewährt es sich, daß der Sinn für Harmonie die eigentliche dichtrische Gabe sey. Begeistert von der schauerlichen Tiefe und Erhabenheit der Schicksalsräthsel, geht der Tragiker aus, ihren tiefsten Sitz in der Brust des Menschen aufzusuchen, und mitten durch die Schrecken des Todes und der Hölle die Leuchte eines höheren und ewigen Lebens zu tragen. Er

soll die Accorde finden, welche die furchtbaren Dissonanzen des Lebens und der menschlichen Tiefe lösen. Er soll von einer verschobenen Linie aus eine Figur construiren, welche das Symbol einer hergestellten Harmonie enthält. Er wandelt zwischen der menschlichen Blindheit und dem göttlichen Auge, zwischen Menschenhoheit und Menschenelend. Er betrachtet die Symbolik des Schicksals, wie sich der Blick an flammender und dunkler Wolkenpracht ergözt. Mit heilig begeistertem Schauer naht er sich dem Throne der Weisheit und Gerechtigkeit, und in wunderbaren Ahnungen tönen die Stimmen in ihm wieder, die jenen Thron umsingen.

Wenn andere Dichter mehr als einzelne Propheten der Natur, des Frühlings, der Liebe, der Sehnsucht erscheinen, so ist er wahrhaft der Prophet des Schicksals, des Unglücks, der Gerechtigkeit. Nur die Poesie kann einem solchen Amte die Grazien und die Gesellschaft der Lust zugeben; sie,

welche den Widersprüchen in Liebe und ewig heitere Klarheit entrückt, nicht mit vom treibenden Rade des Wahns ergriffen ist. Die innere Höhe des Tragikers umspielen darum die tausendfachen, reinen Strale und Hauche der Poesie; wo er begeistert hinblickt, stehn ganze Gegenden des Gemüths, der Jugend, der Schönheit, des Naturmysteriums erhellt, und so wandelt der Erhabene, Ernste, Dunkle, von Blumen gekränzt, von Tönen der Lust umklungen, von tausend Quellen des Sinnes getränkt, wie Shakespeare gleich zu Hause in der Region des Sturms wie da wo von Süden, Westen und Osten die melodischen Geister der Lüfte kommen, — er ist der Bräutigam der hohen, erhabenen, geheimnißvollen Natur.

Der Tragiker ist seinem Wesen nach erhaben, und kann nicht anders als erhaben seyn, denn in seiner Brust wohnt das Geheimniß des Schauerlichen, des Gewaltigen, des Traurigen, sie ist eine dodonische Schaale, sein Geist wohnt bei diesen Elementen sel-

ner Dichtung in freudiger Kraft, wie der mächtige Fels bei der starren ewigen Nacht. Soll er uns aber nicht selbst furchtbar seyn, so muß er das Weltfragment, das er uns im Blitze seiner Begeisterung beleuchtet, uns auch in einem bestimmten Verhältniß mit dem allgemeinen Ganzen zeigen, daß uns nicht der Eindruck der Laune, sondern der der Freiheit bleibe, in welcher allein jedes wahrhaft Nothwendige gehalten ist. Darum ist es nicht anders möglich, als daß es einem christlichen Tragöden allein vorbehalten seyn kann, das Verhältniß des Göttlichen zum Schicksal am reinsten darzustellen und so das wahrhafteste tragische Mittlerthum zu verwalten.

Die Räthsel zu wiederholen, welche das Leben uns selbst aufgiebt, kann und muß dem tragischen Dichter in der Darstellung zu statten kommen; allein sein eigenthümliches Amt ist, sie in harmonische Figuren aufzulösen, und so aus ihnen Beruhigung eines allgemeinen Empfindens hervorgehn zu lassen.

Daher sollte jeder tragische Dichter in der Darstellung der Schicksalsräthsel nur so weit gehn, als ihm Kraft gegeben ist, sie harmonisch zu lösen, und durch die Lösung — nicht gerade zu vergnügen — aber in jenem Sinne zu erheitern, wie sich die Atmosphäre durch das Gewitter erheitert; weil, wenn er weiter geht, er uns im Wirbel stehen läßt. Beruhigung muß die Schlußstimmung jedes tragischen Gedichtes seyn: Versöhnung eines irdischen Schicksals, des Kindes der Endlichkeit, mit dem Unendlichen; Ausgleichung ihres Verhältnisses zu einander; auch die Erscheinung der Nemesis kann und soll auf diese Weise beruhigen. Im Egmont von Göthe möchte man sagen, daß die Erscheinung Clärchens als Gestalt der Freiheit über dem Schlummernden, die Erscheinung der tragischen Nemesis sey; wie verklärt sie das dunkele Schicksal des Freiheitshelden und seines Vaterlandes, wie beruhigt diese Nemesis! — Ohne Anstand kann man behaupten, daß der religiöse Werth einer

Tragödie (die Alten hatten wohl recht, sie religiös zu betrachten!) von dieser Beruhigung abhängt. Nicht ohne Weisheitsspruch darf der tragische Dichter von dem Unendlichen wiederkehren, deßen Beschlüßen und Ordnungen er sich kühn genaht. Die Nacht kennen wir; wer emporsteigt, soll Licht bringen; mit den Gesetztafeln der Harmonie soll er zurückkehren. Die herrlichste Darstellung, die bezauberndsten Reden und Momente bleiben einzelne Theile, die uns jeder für sich entzücken; wir wollen sie in ein Ganzes zusammengefaßt haben, je mehr wir der Entwicklung nahen; dies Ganze besteht in nichts Anderem, als in der Verknüpfung der Dissonanz mit einem dieselbe auflösenden höheren Accord in Beruhigung. Wir wollen einen Totaleindruck; und dieser kann nur dann der wahrhaft bleibende seyn, wenn er uns nicht empört, sondern im innersten Wesen versöhnt; wenn die schwankende Waage vor unseren Augen stillsteht, das

Gewicht das dies bewirkte, sey so schwer als es wolle.

Aristoteles Bestimmung des Zwecks des Drama's: Reinigung der Leidenschaften, ist eins mit der poetischen Tendenz der Harmonie. Durch Leidenschaft muß Leidenschaft geläutert werden, wie immer bei zerstörender Kraft die heilende Gegenkraft entwickelt wird, nach dem Grundgesetze der Vorsehung, welches so ganz praktisch und einfach ist, wie es nur von ihr kommen konnte. Der leidenschaftliche Zustand ist also der Gegenstand des Drama's; das Leiden der Seele (angenehmes oder unangenehmes kann sie afficieren) soll durch ein höheres Thun der Seele aufgehoben werden; durch höhere Freiheit des Gemüths. Die Verklärung des handelnden Menschen im leidenden Menschen ist der Vorwurf der Tragödie. Die Begeisterung, welche die Leidenschaftlichkeit der tragischen Helden im Zuschauer erregt, muß sich gleichzeitig mit dem Zustande jener, mit einem höheren Accord en-

digen, der über Schmerz und Lust emporragt die an ihm hinfluteten, und dies Endgefühl kann kein anderes, als Beruhigung seyn. War die Erregung während des Stücks häufig ein Überraschtwerden durch die Gewalt der Eindrücke, so muß Einverständniß mit jener Geisterwelt das zurückbleibende Gefühl seyn, das sich über Leben und Tod, und über alles Individuelle das uns im Stück beschäftigte, zum ewigen Siege des Wahren, Guten und Schönen erhebt. Ist diese Herstellung des Wahren nicht die Aufhebung der Furcht, die Sicherstellung eines ewigen Guten und Gerechten die Beruhigung des Mitleids, die Apotheose des ewig Schönen (der in Ruhe schwebenden Harmonie) nicht die Besiegung des Schreckens in der Tragödie?

Der Totaleindruck, den uns das Drama hinterlassen soll, ist eigentlich eine Hingabe alles Einzelnen und Individuellen in ein großes Ganzes; es bringt sich der ewigen Idee der Gerechtigkeit und Liebe dar, und

es liegt im Sinne der christlichen Welt, diese Hingabe vom Gedanken einer zerstörenden und das Individuelle zermalmenden Hinopferung, wie sie sich uns nothwendigerweise in der antiken Poesie darstellen mußte, zur Idee einer belebendern und innigern Verbindung des Individuellen mit dem Göttlichen zu steigern. Diese Unterordnung unter ein Allgemeines das göttlich begeisternd waltet, ist die Erhebung der tragischen Personen zum Idealen, und des Drama's zum Sinne des ewig Schönen, Wahren und Guten, dessen Gefährdung sich uns in Schrecken, Furcht und Mitleid ankündigte.

II.

Herrlich ausgesprochen ist der Gegensatz der fortschreitenden Handlung des Zeitlichen und der beschaulichen Ruhe des Ewigen in der Tragödie der Griechen. Die Reflexion ist dem Menschen im leidenschaftlichen Augenblicke versagt, nur das über denselben erho-

bene Bewußtseyn des Innern sieht klar. Die Elemente der Tragödie sind Leidenschaft und Reflexion, beide im erhabenen und idealen Sinne. Der Chor ist es, der wie das Ewige, betrachtend, unveränderlich, über dem Bewegten, in Zeiträumen auf einander Folgenden, steht, und den Blick der irdischen Leidenschaft liebevoll, weise, nach der Idee alles Seyns und Strebens hinlenken will. Er spiegelt sich, wie die Sonne, in den dunkeln Fluten der Begebenheiten und inneren Handlungen. Aus seinem Character erklärt sich das Prophetische, Geheime, das oft in der Erhabenheit der Chorgesangs zu den Menschen redet und ein höheres Einverständniß mit dem allerschütternden Schicksal andeutet. Er erinnert uns an die innerste Stimme in uns selbst, die als Organ eines allgemeinen Wesens erscheint, in unser irdisches Treiben in der Zeit oft so wunderbar wie aus der Ewigkeit hineinredet, und uns vielfach widerspricht, wie sie überhaupt als ein lyrisches Wesen sich ankündigt das im=

merdar mit den Dissonanzen und Unlauterkeiten des Busens kämpft. Neben dieser mystischen Bedeutsamkeit des Chors, steht seine auf das Alterthum ganz begründete Bedeutung, den Blick auf das Allgemeine zu wenden; welches mit dem Eindrucke, den uns zu hinterlassen wir von der Tragödie forderten, zusammenfließt.

Der reiche Wechsel des Komischen mit dem Tragischen im Shakespeare, ist unserer romantischen Natur angemessen, deren Kräfte durch die Anwesenheit eines Widerstands oder Gegengewichts von Seite des Komischen, theils erfrischt, theils um so mehr zur Empfänglichkeit für das Tragische gereizt werden, da im Gegentheil, wenn sich das Tragische in continuirender gerader Linie ausdehnt, bei unserer der antiken Idealität so vielfach entfremdeten Weltansicht seine Spitze gar leicht an das Extrem des Lächerlichen rührt und dies zur Unzeit in Bewegung bringt. Don Quixote, in dessen Gedanken so viel Edles und Erhabenes liegt, macht dieselben blos

durch eine ähnliche Einseitigkeit des tragischen Pathos ohne Unterschied der Gegenstände, zu Parodieen, und reizt die Prosa, in der Gestalt seines Schildträgers, die ganze Poesie des Don Quixote als lächerlichen Wahn emporzuheben.

Das Komische ist das Kunstwerk eines thierischen Zustands; es ist über sich selbst zur Reflexion gekommene Thierheit.

In der Komödie löst sich der blos negative Geist der Kritik, und somit ihre Unfruchtbarkeit auf. Sie will wahrhaft dramatisch werden, ein organisches Leben beginnen, und durch Parodieren des Prosaischen das sich der Poesie beimischt, dieser dienen. Man kann sie als das so genannte und so lange gesuchte Nützliche in der Poesie betrachten, denn sie befreit dieselbe durch ihr zerstörendes, luftiges Feuer von den Schlacken des Prosaischen. Es ist im ächten Sinn der Komödie, daß gerade sie, die man kaum noch als negative, der productiven Gabe ermangelnde Kritik gekannt hat, nun die Rolle

des Nützlichen in der Poesie übernimmt, und daß sie den Leuten doch immer als ein unnützes Ding zur Kurzweil (nugae) vorkommt, von dem sie niemals glauben, daß es auf sie mit Fingern weißt, weil es die ernste Amtsmiene der Kritik von sich geworfen hat, mit lustiger, ausgelassener Maske wieder auftritt, und als wandernder Spiegel durch die allgemeine Maskerade hinschreitet.

Das Wesen der Komödie beruht eigentlich nur auf einem veränderten Kampf mit dem allgemeinen tragischen Stoffe der Welt; während die Tragödie sogleich mit den Wirkungen dieses Irdischen zu kämpfen hat und ihnen Gesinnungen entgegenstellen muß, dringt die Komödie zum eigentlichen Sitz jener Wirkungen, welche man unter dem Gesammtnamen Schicksal zusammenzufassen pflegt, und dieser ist in der menschlichen Brust, in den Widersprüchen, worin sie mit der ewigen Weisheit steht. In der Tragödie verschmilzt unser Gemüth mehr mit

jenem Tragischen das uns stets umgiebt; wir steigern unsere Wehmuth über diesen irdischen Zustand, der solche Kämpfe mit dem Geschick veranlaßt, bis zur erhabenen Begeisterung als Sieger davon zu gehn, also bis zum tragischen Lustgefühl. In der Komödie waltet ein Geist, der zugleich seinem Stoffe nach höchst praktisch, seiner Form nach höchst ideal, den eigentlichen Hinterhalt in uns entlarvt, und sich über diese Maske, die uns drückt, erhebt; und es ist längst anerkannt worden, daß gerade bei der Neigung unseres Sinns zum Tragischen, die reine Komödie, in welcher das Alterthum so groß erscheint, eine sehr hohe Aufgabe sowohl für die Kunst als für das Verständniß der Menschen sey. Auch läßt sich die gewissermaßen mysteriöse Behauptung vertheidigen, daß die Tragödie menschlicher, die Komödie göttlicher sey, obwohl man durchaus in der letztern nicht eine Steigerung der Tragödie annehmen darf, welche wohl weit eher in einem andern, noch nicht vollendeten Kunstwesen angedeutet ist. Of=

fenbar hat sich in dem romantischen Theater wie es Shakespeare begründete, der Geist der Komödie mit dem des Tragischen auf eine sehr wunderbare und dem menschlichen Wesen angemessene Weise vermischt; und zwar gerade umgekehrt, wie in den alten satyrischen Dramen das Tragische mit dem Komischen; und in dieser Vermischung (welche aus dem Mangel des Chors in der Tragödie vielleicht zunächst entstand, das heißt aus dem Bedürfniß einer allgemeinen Harmonie der Stimmung) ruhen zugleich die Grundzüge der Oper, dieses fantastischen, zarten, mährchenhaften Kindes der modernen Welt, das die Poesie noch unter dem Herzen trägt, und das an demselben von Zeit zu Zeit seine Stimme vernehmen läßt, bis es als das Lieblingskind der Mutter an's Licht treten wird.

III.

Es kreisen im Publikum häufige Behauptungen von unnatürlich langen Monologen,

unnatürlicher Beredsamkeit bei Augenblicken, wo gleichsam das Gewöhnliche zurücktritt, das Menschliche verstummt, von unnatürlicher Kürze in rührenden und zärtlichen Momenten, unnatürlichem Enthüllen entgegengesezter, feindseliger Gedankenreihen auf Einer Scene. Als ob es nicht eben das Wesen der Kunst wäre und das Geheimniß, weshalb wir ihrer bedürfen, und wodurch sie uns bildet und läutert, daß sie Worte für das hat, was in uns der Affekt, die Lage, der Augenblick unausgesprochen, und daher unserer Meinung nach unaussprechlich vorüberführt. Höher oben wird vielleicht gerade das meiste von dem, wofür wir Worte haben, für Schweigen gelten, und Schweigen, (Ruhen,) dort erst der Punkt des Erwachens zur Sprache seyn. Allerdings liegt jenen Einwürfen im Publikum, wohin auch das oft so prosaisch klingende Bedauern, „daß es nicht wahr sey, was entzücke,“ oder die eben so störende Freude, „daß das nicht wahr sey, was betrübe,“ — irgend

eine dunkle Ahnung zum Grunde, daß jene Zustände, für welche die Kunst Worte findet, durch noch eine andere Sprache sich ausdrücken lassen müßten, welche sich über das Wortlose, dem man in der Wirklichkeit in jenen Zuständen unterliegt, wie über die Worte, welchen die Kunst jene Zustände unterwirft, gleichermaßen erhebe. Immer mehr enthüllt sich eine allgemeine Sprache der Poesie. Wie ein alter homerischer Gesang tritt uns der Zusammenhang der Welt in's Gedächtniß zurück, alles wird uns zum Rhapsoden. Die große alte Bildersprache verbreitet sich und die reichen Erfahrungen des Lebens und Strebens führen uns in jenem Kreislauf von Osten nach Osten, oder vielleicht auch von Westen nach Westen, zu ihrem Sinne zurück. Das Stumme redet uns an, das Redende verstummt tausendmal vor ihm wie das Lallen vor dem Geisteswort, weil die höhere Sprache, die uns höchstens als Interjection erschien, die andern zu einem bloßen sicht- oder hörbaren Frage- und

Ausrufungszeichen macht. Die Welt wird immer gedankenvoller, und spiegelt ihr tiefsinniges Bild in der Klarheit der Musik, welche als das Bild der Harmonie, nach der wir streben, in die einbrechende Nacht unserer Zeit tritt. Wie die Nacht, hält die moderne Zeit zwei Genien, träumende Kinder, in ihrem gestirnten Mantel: die Oper und den Roman. Nach diesen beiden Erscheinungen, es ist außer allem Zweifel, deutet alles Größte und Herrlichste in der Poesie unserer Tage hin. Was man bisher an der Oper tadelte, war die Unverhältnißmäßigkeit der beiden Sprachen worin sie redet. Man fand die Arien (wie die kunstvollen geregelten Worte in den leidenschaftlichen Zuständen) für die Gefühle unnatürlich, man klagte, daß die Worte eine zu untergeordnete Rolle spielten, und man ärgerte sich an dem Sinn der Componisten bei der Wahl der Operngedichte, wie über die Trivialität der Verfasser der leztern. Die Oper beruht auf einem Einverständniß über eine allgemeinere

Sprache der Seelen, der Empfindungen, der Welt, in welche Töne, Bilder, Worte, als harmonierende Laute gehören, deren Symbol die Musik selbst ist. Schwerlich wird der Punkt so bald getroffen werden, wo Dichtkunst und Musik ins völligste Gleichgewicht in der Oper treten. Aber die Oper verkündigt sich dennoch als eine wahre Heimath der Poesie, ihrer unmittelbaren Sprache, ihres magischen Lebens in Klang, Bild, Licht, Geisterwort, Gestalt und Empfindung. In jene Worte aus der tiefen Geistessprache im Menschen, welche die Tragödie aus ihrem Dunkel hervorreißt, dringt die Oper mit dem musikalischen Strom ihrer Sprache, mit ihrem Zauberlicht; jene Sphäre der Ruhe über der Bewegung in Leidenschaft, welche wir im antiken Chor bewunderten, stellt sie im harmonisch umfassenden Kreis her; und umgiebt Scherz und Ernst, Gedanken und Empfindungen mit dem Diadem des Wunderbaren und Begeisternden. Sie ist ein hohes Ziel der darstellenden Kunst,

die Aussöhnung derselben mit dem Orient, allvereinend, und darum schwebt sie noch als Traum einer verklärten Welt über der Wiege der Zeit.

Der Dichter, der seine Tragödie auf der Bühne schreiten sieht, möchte eigentlich zuerst applaudieren; sein Beifall wäre das Zeichen, daß der Geist der Dichtung wirklich erschienen ist, den er verhieß. Er vernimmt gleichsam die einzelnen Töne seiner Begeisterung in eine allgemeine, glänzende Symphonie zusammengedrängt und wird noch einmal von dem überrascht, was in ihm selbst seinen Ursprung hatte. Wie es beim Lesen eines Buchs das Höchste ist, zu vergessen, daß man nicht sein Verfasser war, so ist es hinwieder im Dichter der höchste Augenblick der Selbstbetrachtung seiner Werke, wenn sie ihm, völlig Object geworden, magisch befremdend entgegentreten und er in diesem Gefühl die engere Persönlichkeit gegen eine allgemeinere vertauscht.

Dramatische Werke müssen eine gewisse Ähnlichkeit mit der Kulissenmalerei behaupten. Die Kunst des Effekts, der Perspective, des Glanzes muß dem dramatischen Dichter eigen seyn, eine gewisse subtile feine Malerei thut die wenigste Wirkung, große, starke Striche, und eine klare, durchdringende Behandlung, wirken entscheidend. Das Theater bedarf sinnlicher Mittel der Eindrücklichkeit, um die geistige Wirkung zu verstärken. Wie ganz anders führt aber der Dichter diese seine Aufgabe, magisch zu ergreifen, lebendig hinzustellen, die Fantasie zu beschäftigen, im Vergleich mit dem Kulissenmaler aus, der der groben Farbenauftragung, eines Studiums derber Täuschung bedarf! Das was im Dichter die tragische Scene eindrücklich, ergreifend und entzückend vor den Zuschauer hinstellt — ist seine Begeisterung! In hohem Grade war Schillers Sprache diese menschenbewegende Gabe verliehen.

Antiken lieben des Tages heiteres Licht. Wie die griechische Drastik in allen ihren

Verhältnissen auf die Vergleichung mit der Plastik hinführt, so hat sie auch das mit den Statuen gemein, daß sie das Tageslicht verträgt. Eine moderne dramatische Poesie bei Tage aufgeführt, wäre etwas höchst Nüchternes, eine Art Négligé, ein Ende aller romantischen Magie. Wir können uns das Theater nicht ohne Lampenglanz, sanfte Verklärung der Gegenstände, des Mienenspiels ꝛc. denken. Was die Alten durch die künstliche Vergrößerung der menschlichen Proportionen bewirkten, das heben wir durch das Verklärende der Beleuchtung hervor. Jene lebendigen Antiken und Wandgemälde der Griechen schwebten gern im freien Morgenblau. Schon am Morgen versammelte sich das Volk und selten scheint die Nacht ein Fackelträger bei diesen geheiligten Spielen gewesen zu seyn. Das Volk war der irdischen Klarheit, aber noch nicht der Nacht und ihrem Lichte gewachsen!

So herrlich sich die Declamation, und was mit ihr im weitesten Zusammenhange

steht, in der Schauspielkunst erhebt; so ist doch die Geberdensprache, die schweigendredende Handlung, die eigentliche Mimik, die Seele dieser Kunst. Was alle Worte unserer hörbaren Sprache, alle Töne selbst hinter sich läßt, was, kann man sagen, vor allen Worten und Tönen ist und nach allen Worten und Tönen, das ist die verklärteste Sprache der Mimik, und durch die Fähigkeit solcher Wurzel- und Gipfel-Worte aller Sprache ist sie das entzückende Organ der ganzen Seelenscala. Sie ist, ohne Hyperbel, eine stille Musik, ein beredtes Schweigen; des Körpers Verklärung, der Seele reizendste Verkörperung; auf ihrem lebendigen, zauberischen Transparent liest man die Worte die nicht ausgesprochen werden, die Töne, die dies irdische Schallreich nicht betreten können. Daher auch das unendlich Angreifende einer solchen Vorstellung. Das ausdrucksvolle Spiel, das solche Wirkungen hervorbringt, ist seiner Natur nach tragisch. Es ist komisch, sich unbedingt ge-

gen die Thränen, gegen alle jene Interjectionen zu erklären, welche hörbar und nicht hörbar, bei solchem Zauber in Bewegung kommen. Was kann man denn der Sprache, die über alle unsere Worte geht, (dies beweist sie durch die Wirkungen, die sie hervorbringt,) anderes erwiedern, als auch das, was ohne Worte glühend und weithin lebend spricht? Man sage, was man wolle, es ist für den Ausdruck einer allgemeinen Begeisterung (denn die stille hat ihre eigene Welt) noch keine höhere Sprache gefunden worden, als das Fließendwerden in Thränen und der Jubel des freudigen Beifallklatschens. Dies sind die Perlen- und Brillantenkränze, die dem Mimen am schnellsten entgegenleuchten und ihn zu immer höherer und reinerer Hingabe in die Flamme seines Spiels entzünden. Lebt irgend ein Künstler im eigentlichsten Sinne von Begeisterung, so ist es der Mime. Sein verklärtestes Kunstwesen ist das, wo er ganz übergehend in die Begeisterung der Rolle, seine eigentliche Per-

sönlichkeit ihr freudig hingiebt, und, indem er alle individuelle Eitelkeit hinter sich läßt, der glühenden Liebe zur glühendsten Kunst ein volles, seliges Leben zum Opfer bringt. Den eigentlichsten Beruf eines solchen Mimen kann man sich darum kaum anders, als persönlich tragisch, denken. Aber welch ein herrlicher Beruf, die sich selbst in heiliger Leidenschaft verzehrende Flamme zu seyn, welche das höhere Feuer um sich her entzündet! Es kann keinen mimischen Künstler geben, der nicht von selbst, so oft er spielt, dramatischer Dichter wäre. Liegt nicht diese dramatische Anlage in uns allen, und wird sie nicht durch Begeisterung jeder Art sogleich in uns aufgerufen? — Den reizenden Übergang von der tragischen Begeisterung des Mimen zu der eben so hinreissenden des Lustspiels, bildet das völlig magische Ballet; wie es sich nach seinem doppelten Hauptcharacter von selbst an das Tragische und an das Komische schließt. Es ist ein luftiges Spiel, das zwischen Himmel

und Erde weilt, bald wie ein seliger Geist nach oben verschwebt, bald als rosiger Scherz von Wolken heruntersteigt und sich im bunten Witze und aufgeweckten Parodieen den Kindern der Erde gesellt. Jener unendliche Schmerz, jene verzehrende Flamme des Mimen im Tragos, das Farbenspiel, der Übermuth der Komödie, hat sich im Ballet zum luftigen Geiste gelößt, der ganz in sein musikalisches Element heimkehrt und im Streben begriffen scheint, die Erinnerungen der Seele in leichten Verkörperungen über den verlassenen Boden schweben zu lassen. Sie gaukeln her wie die Sylphen in der Sommernacht, das Fest der Geister — die Oper — zu bereiten.

Wenn die Mimik der Alten eine lebende Antike war, so ist die der Neueren eine bewegliche Malerei.

Ein Theater ohne Freiheit ist ein leeres Haus für Schatten.

Wenn das dramatische Wesen recht in uns selbst entfaltet wäre, würden uns manche theatralische Unvollkommenheiten gar nicht stören, indem unsere Fantasie sie sogleich selbstgeschäftig ergänzte. Jenes leichte Gestört-Werden ist ein Mangel in unserer Fantasie, eine üble Gewohnheit, das Theater nie ideal genug zu denken und die gemeine Wirklichkeit mit der höheren Poesie zu verwechseln. Gehen wir einmal so weit aus dem Reich des Idealen heraus, so müssen wir uns entschließen, überhaupt dem Gedanken theatralischer Vollendung zu entsagen: denn das Theater wird in der Darstellung des Wirklichen immer mangelhaft bleiben, da das wahrhaft Romantische desselben ohne eine romantische Reaction in uns selbst gar nicht vorhanden ist. Wie sehr sezte das antike Schauspiel, die Öconomie der Bühne, das Kolossale einzelner Verhältnisse, welches die Hinzudenkung der übrigen bedingte, diese Reaction in den Zuschauern voraus! Nur diese Reaction im

Publikum gründet das eigentliche Wesen der Bühne und nur dadurch geht von derselben der ächte dramatische Geist aus. Der wahre theatralische Apparat liegt im romantischen Innern des Menschen, und wird von der Bühne als da vorhanden vorausgesezt. Er ist es, von welchem die Kulissen, die Gestalten, die Begebenheiten ihre eigentliche Bekleidung und Beleuchtung erwarten, und mit der vollkommenen Kraft der Fantasie und des Gemüths ausgerüstet, würden wir, das Kleine des Thespiskarrens am Größten erneuend, überall ein Theater und ein Publicum finden können. Doch möge auf solchen Voraussetzungen der kindliche Anfang der Bühnen aller Zeit beruhen bleiben: insofern das Theater das offene Haus einer allgemeineren intellectuellen Bildung seyn soll, muß auf das Theatralische alles künstlerische Studium angewandt werden: nie aber sollen wir verlangen hier blos verzaubert zu werden, welches wir übrigens, um so viel als sich die Anstalten dazu vermehren, nur um

desto weniger erreichen werden, da ohne inneres Vorhandenseyn romantischer Magie in uns, die äußerliche größere Vollendung nur als eine vollendete Täuschung uns erscheinen würde, die wir nicht ansehn könnten, ohne eine gewisse Lust zu fühlen, sie und mit ihr unseren Genuß zu zerstören. Besonders müssen die Theaterdirectoren erinnert werden, daß das ganze theatralische Darstellungswesen, wie die Kulissenmalerei, nichts Kleinliches und allzu Feines verträgt: daß die winzigen Berechnungen in geringen Beiwerken des antiken Kostums z. B., sich in der Ferne des Publicums gänzlich verlieren und daß man mehr auf das Große und Würdige sein Absehn haben müsse. Es ist oft besser, daß ein einzelner Gelehrter, als daß die Menge geärgert werde, deren Blick man zuvörderst an das Unterscheiden des Wichtigen vom Unwichtigen, durch das Größte und Höchste gewöhnen muß. Das Kleine wird uns von selbst wichtig, wenn es uns erst das Große geworden ist; ohne dies, wür-

den wir jenes als ein Großes behandeln, und ihm somit nicht da seinen Platz anweisen, wo es in das Ganze eingreift.

Das Theater muß für die Menschen so viel Geheimnißvolles haben, wie das Leben. Das Schauspiel ist ein schöner Traum vom Leben: eine begeisterte Selbstbeherrschung, in der wir nicht mehr blos wir sind, sondern uns einem allgemeinen Ich nähern. Es giebt kein sprechenderes Anzeichen der Unpoesie und der Unwissenheit seiner selbst, als die Art und Weise vieler moderner Menschen, das Theater zu besuchen. Man hat bis hieher zu wenig gethan, um das Theater recht feierlich zu machen. Die Anwesenheit der königlichen Majestät, der republikanischen Freiheit im Publicum, des Geistes der Poesie, der Andacht, kann nicht würdig und schön genung empfunden werden. Der Tempel der Thalia ist ein wahrer Tempel des Lebens, und so bedarf er der Weihe, und jeder sollte sich durch dies schöne Gefühl des gemeinschaftlichen Heiligthums der Bil-

dung, zum Eintritt in seine Halle weihen. Wir müssen uns dem Schauspiele nahn, wie Sehnsuchtsvolle mit heimlichem Gefühl aus der Dunkelheit in den hellen Saal treten, wo das vielfarbige wundersame Licht des Bescheerungsbaums, der Lampen und Gestalten mit zauberischem Glanz entgegenblendet. Ja, festlich empfangen soll uns das Theater, das Gemüth soll untertauchen in wunderbarer Anschauung und emporsteigen in Kraft und Begeisterung.

Wie das Theater der Vereinigungspunkt aller Künste, so kann der Roman zum Sammelplatz aller einzelnen Strale der Dichtkunst werden.

Der ächte Roman ist das Resultat der höchsten Bildung. Er ist romantisch, philosophisch, dramatisch, literarisch — alles zugleich.

Für den modernen Roman ist Ruhe der Behandlung nothwendig, Leidenschaftslosig-

keit der Gefühle, Gleichgewicht des Subjectiven und des Objectiven. Der vollendete Roman gedeiht aus der Fülle unserer Weltansichten, wenn sie sich klar im Innern ordnen, wenn uns das Leben und der Mensch in seiner Bedeutung aufgegangen ist und es uns drängt, das, was der unpoetischen Beachtung als beziehungsloses Durcheinandermischen von Menschen, Gesinnungen und Begebenheiten erscheint, durch die Kunst der Darstellung zum Kunstwerk und Cyclus zu erheben.

Manche Romane sind mehr Studien, andere mehr Resultate des Lebens, viele Zwitter von beiden; 1) kündigt sich meistens subjectiv und intoleranter an, 2) hat die umsichtigere Toleranz eines großen entwickelten Weltsinnes errungen oder erlebt. (Werther und Meister.)

Der Held eines Weltromans kann durch Verhältnisse, successive Stimmungen, und Begebenheiten, die auf ihn wirken, entfaltet werden; ein centraler Character, als

Canon würdig, dem Ganzen eine langweilige Steifheit mittheilen und dem Poetischen des Werdens gerade zuwiderlaufen! mit vollendeteren Characteren kann der Held des Romanes zusammengeführt werden, er selbst aber darf noch nicht fertig und ohne Anfechtung auftreten, und nicht das Ansehn haben, das Ganze mit der vollendetsten Ruhe zu beherrschen, sondern er kann es allmählig als Einsicht vereinen, und so der Geist des ganzen Romans, als Focus für die einzelnen Radien der Begebenheiten, Verhältnisse und Beziehungen seyn. Im entgegengesezten Fall sind alle Erscheinungen bloße Hinhaltungen. — Es ist in diesem Sinne zu verstehn, was Göthe im Wilhelm Meister behauptet: die Entwicklung des Romans müsse durch den Helden aufgehalten werden. Sehr lächerlich ist eben darum die oft gehörte Behauptung: Meister sei als Held des Romans zu unausgesprochen und unentscheidend. Es kam in diesem Romane nicht darauf an, einen Wilhelm Meister, sondern

eine neue anregende Ansicht der Welt aufzustellen, und wenn ein Punkt gefunden war, der ihre Einwirkung allseitig vermittelte, so brauchte doch nun dieser gar nicht mit dem Centro der Kraft, von welcher die Ansicht ausging, zusammenzutreffen. Allenfalls kann man finden, daß Wilhelm aus dem Zustand des auf sich Wirkens-Lassens zu langsam nach dem der selbstergreifenden Thätigkeit hinüberstrebt, mit welcher er sich der durch das Ganze leuchtenden Ansicht bemächtigen und sich mit jenem unsichtbar wirkenden Punkt des Ganzen der ihn mit beherrschte, identificieren konnte. Dieses Zusammentreffen des sichtbaren und des unsichtbaren Centrums im Romane, in Einen Punkt, läßt sich als der höchste Moment desselben, als seine Lösung, sein Schluß betrachten, und es kann eigentlich kein Roman, in dem ein Mensch als Symbol des ideellen Mittelpunkts der Dichtung gegeben ist, mit einer anderen Auflösung schließen.

Die Begebenheiten des Romans müssen aufs engste in einander verschlungen seyn, und doch häufig überraschen und ihren Zusammenhang nicht immer auf den ersten Augenblick verrathen; so wie man wohl die einzelnen Fädchen an den hervorkommenden Marionetten bemerkt, aber nicht sogleich erblickt wie sie im Knoten in der Hand des versteckten Directors vereinigt sind. Der Dichter darf hie und da aus dem reichen bunten Gewebe hervorschielen: aber es ist bedenklich, wenn er hervortritt, einen Knoten des goldenen Netzes mit eingreifender Hand zu schlingen, oder als deus ex machinâ zu lösen. Der Dichter muß nirgends etwas Spannendes anlegen, um den Leser neugierig zu machen; er muß den Geist des Romantischen nicht so grob verletzen. Er muß sich eigentlich selbst zum Romane werden, mit allem, was in ihm vorgeht; muß als Seele über den tausend Genüßen und Leiden, Gemüthsbewegungen und Hoffnungen schweben, die er um sich her versammelt hat.

Die Franzosen verweisen den Roman aus dem eigentlichen Gebiete der Dichtkunst. Sie verbinden mit dieser Meinung kein höheres Ahnen vom Wesen desselben, keine Paradoxe. In manchem Sinne überschreitet aber der Roman, in seinen größten Verhältnissen, allerdings die Schranken der Dichtkunst: man befindet sich zugleich im Gebiete der Philosophie, der Wissenschaft, des ganzen menschlichen Lebens, man ist zu einem großen Versöhnungsfeste gekommen, welches ein in seine Rechte wiedereingesezter König giebt und die herrliche Beleuchtung des festlichen Palastes stralt aus mannichfach vereinten Lampen die Farben des Regenbogens, als wirthliches Symbol.

In Novalis Nachlasse befindet sich der Grundriß zur großen magischen Construction des Romans, aus allen Elementen der Darstellung und Poesie. —

Das Mährchen hat eine innige Verwandschaft mit der mysteriösen und ironischen Sprache der Natur. Jedes poetische Gemüth

hat Sinn für das Mährchenhafte und es giebt Mährchen, die bloße Darstellungen dieser Bezauberung sind, in denen der Dichter selbst neugierig bleibt, und nur als redend gewordener Theil seines Mährchens erscheint. Höher hinauf kann man sich aber einen ganzen Roman von der tiefsten und umfassendsten Tendenz, als Mährchen dargestellt, denken; der Dichter zeigt, daß er seine poetische Aufgabe gelößt hat, indem er das Wort derselben unter einer neuen, von ihm gebildeten Figur, dem Leser zu rathen aufgiebt.

Es ist ganz recht, das in Göthe's späteren Werken die erste heroische Jugendlichkeit durch ein klareres Weltleben verdrängt erscheint. Eben dieses Weltleben, dieser feine beobachtende Sinn für die geselligen Verhältnisse des Lebens und der Dinge ist es, dem wir den Meister — dieses Neujahr einer allgemeineren Bildung — verdanken. Wohl gerade er, Göthe, sollte uns ein Heros des modernen Lebens werden, und die verflüchtigten Stoffe unserer ganzen Existenz in sei-

nen Werken einen Stellvertreter ihrer Realität und Gegenwart im Leben finden.

Deutsche Bildung ist die Seele von Europa, welche, wie in der Schwindsucht, bei der Abnahme des erschlafften Körpers ihre muntere, wache Kraft ungestört entfaltet, und so schon für das Ganze tröstlich den Sieg über die Verwesung andeutet. Unter die kühnsten Wortspiele, (mit denen eben oft aus Unwissenheit der Bedeutung des Spiels gescherzt wird), gehört die Verwechslung der Worte modērn und mōdern, deren Unterscheidung auf einer Betonung beruht. Denn das wahre Moderne erhebt sich als zeugendes Licht über modernden Stoffen, die eine neue Gestaltung der Welt gebären: und — niemand lache, denn es gilt dem höchsten Ernste des Lebens! — das Mōdern ist völlig modērn! In Deutschland ersteht das Leben.

Daß Deutschland Schillern zu seinem Liebling erkor, ist natürlich; beide sind noch im Kampfe mit der Welt und für die Welt.

Schiller opferte sich für die Kunst, Deutschland für Europa.

Aus Göthe spricht mehr der ruhevoll überschauende Gott, aus Schiller der sehnsuchtsvoll emporblickende Mensch. Man könnte das Gefühl, mit dem man vor ihren Meisterwerken verweilt, mit dem verschiedenen Eindrucke des Apoll von Belvedere und des Laokoon vergleichen, — nur muß hier an keine kleinliche Beziehung gedacht, sondern der Vergleich im Großen und Ganzen ins Auge gefaßt werden. Göthe nimmt den ganzen Menschen in Anspruch, er erregt keinen Theil des menschlichen Wesens zur Vorherrschaft, und es ist einem in der Mitte seiner Werke, wie in einer klugeingerichteten, wohlgebildeten Republik zu Muthe, die sich in glücklichen Verhältnissen befindet, und die Künste befördert. In Schiller sind entschiednere Vorneigungen; wir erkennen in ihm die Vorherrschaft des Tiefsinns, des Emporstrebens; die Welt des Gefühls ist die Region, zu der sich alles in

ihm hinwendet. Sein Blick entflieht der Erde, er wohnt bei der Welt seiner Ideale, wie das künstlerische Auge zu den Antiken vor der irdischen, rohen Unvollendung der Körper entflieht. Gern vermählt sich seine emporstrebende Kraft einer Analyse der Empfindungen und Wahrnahmen. Seine innige Schmerzlichkeit, seine himmlische Begeisterung, seine heroische Kraft, seine hinreissende Sprache erheben ihn wahrhaft zum Priester des Enthusiasmus, dieser entzündenden Flamme alles Hohen, aller Opfer, und aller Kunst. Eben weil der Enthusiasmus ergreift wie das schnell lodernde Feuer, und ihm die Kraft der herz- und seelenbewegenden Worte gegeben ist, weil er hinreißt indem er hingerissen wird, — ist Schiller für die Mehrzahl weit zugänglicher als Göthe, eindrücklicher und ergreifender, und das Theater mußte ganz vorzüglich der erhabene Ort seyn, von welchem eine solche Begeisterung zu allen Herzen sprach. Der Enthusiasmus redet, wie die Musik, eine allgemeine Sprache,

Mit Schiller macht der ergreifende Augenblick ein jedes fühlende Herz vertraut, es findet sich sogleich in seinem verlangenden und so oft unbefriedigten Anspruch an Himmel und Erde wieder — das Verständniß Göthe's reift mit der Zeit! —

Naturen, die manchen hier wegen ihrer Strenge und Schärfe, bei hoher Geistesfülle und Gestaltungskraft, weniger liebevoll erscheinen, wie z. B. Friedr. Schlegel in seinen früheren Werken, lassen gerade eine erhabnere Liebeskraft ahnen, ein Bedürfniß zu umfassen, das durch nichts hier Vorhandenes gesättigt wird, und sich spröde von ihm abwendet, weil es nur von verwandter Größe angezogen werden kann. Es beurkundet seine höhere Kraft, indem es nicht wie die weich-liebevollen Naturen, in diesem Gefühle der Nichtbefriedigung in Schwermuth untergeht, sondern der eignen Wunde spottet, und höhnend und stolz den Pfeil der Welt herauszieht. Die liebevollen Naturen kann man überhaupt eintheilen in

electrische Flammen und magnetische Wellen, (in männliche und weibliche). Jene befruchten erschütternd, diese nähren sänftigend, jene verzehren, diese erhalten, jene wecken, diese wiegen die Welt: und so sind sie die beiden Pole des Strebens, die in harmonischer Wechselwirkung den allgemeinen Kreislauf bestimmen.

Um manchen Schriftsteller für uns in das rechte Verhältniß zu bringen, müssen wir ihn übersetzen; z. B. aus gebundener Rede in Prosa, aus der Dichtkunst in die Philosophie, u. s. f. So hat gewiß manche ihrer Form nach verfehlte Dichtung ihren Bezug auf eine andere Stelle, wenn wir nur so glücklich sind, dieselbe aufzufinden. Wenn eine Sache gut, tüchtig, geistreich ist, wenn sie human, allgemein nützlich in Ansicht der Darstellung ist, so kann es ja am Ende gleich gelten, in welches Fach sie zu stellen ist, ob mehrere Fächer um sie streiten können. Die Kette der Dinge ist Eine, und wo man eine Lücke ausfüllt, das muß dem

Ausfüllenden nichts austragen, da es mit der Lücke zugleich seine Stelle füllt, die sich eben hier und nicht wo anders befindet. So könnte man ganze Schauspiele in die angewandte Geschichte verweisen, o. dgl., und damit ihre Bedeutung gar nicht aufheben, sondern retten.

Insofern der Dichter aller Menschenwerke die es gab, giebt und geben wird, die Menschheit ist, als ein großes Individuum das in unerschöpfter Lebenskraft alle seine Erscheinungen überlebt, und sich in ihnen progressiv entwickelt; insofern kommt es darauf an, daß alles was in Literatur und Kunst Fortdauer verlangt, wahrhaft menschlich sei. Dies wahrhaft Menschliche ist von ewigher und auf ewig. Standst du vor Laokoons Vaterschmerze je oder vor der Mutter mit den hinjammernden Kindern? Bedurfte 's einer erläuternden Frage? Sollte keines Liedes Mund mehr Laokoons Geschick, die Qualen der Niobe nennen: immer reden werden

diese Bilder und ihre Sprache wird immer verstanden werden.

So irrig es wäre, das Wesen einer Kunst aus der Vergleichung mit einer andern, und auch der verwandtesten, zu erklären; so zart und innig berühren sich doch alle, und es verbreitet über einzelne Gegenstände und Ansichten der einen, oft ein helles und überraschendes Licht, wenn man für dieselbe Parallelen mit der andern aufsucht. So würde uns manchmal das Blendende, Verzeichnete, Ausdruckslose u. s. w. eines Gedichts höchst anschaulich werden, wenn wir es mit einem Zauberschlag in ein Gemälde verwandeln könnten. Der Schlag würde oft das Gedicht vernichten, und natürlich würde sich die Malerei die Auferstehung in ihrem Gebiet verbitten.

Warum kann man nicht die malenden, die musikalischen Gedichte, eben so gut als Übergangswesen aus einer Kunst in die andere betrachten, wie es in der Natur solche Übergangswesen — die so oft mit relativ

vermehrten Unvollkommenheiten angetroffen werden, indem sie einem neuen Seyn entgegenstreben — in allen Ordnungen und Geschlechtern giebt? So finden wir jezt z. B. dichtende, reflectierende Landschaften; sie stehen zwischen der Malerei und der Dichtkunst. Dem freieren Geiste hat alles ein Leben und einen Zusammenhang, und das Unvollkommene hat sich oft aus höherer Sehnsucht von seiner scheinbar vollkommneren Grundlage entfernt. Diese Mittelwesen und halben Übergänge der Natur, sind im Reich der Ideen, der Wissenschaft, der Kunst, in der Betrachtung der Charactere, der Nuançen der Geschlechter, viel zu wenig von ihrer bedeutsamern Seite anerkannt: am wenigsten hat noch die Ästhetik für sie gethan, für deren bestimmte, heilsam lenkende Pole wir Aristoteles und Lessing erkennen.

Die Natur nachahmen, heißt selbstbildend seyn. Die Natur nachahmen, heißt eine Na-

tur seyn! Dem, der die Natur in der Kunst auf eine andere Weise erreichen will, sei es gesagt, daß sie ihm unnachahmlich und unerreichbar bleibt.

Kunstgönner sind nicht immer Kunstkenner.

Die Künste sind der Erde, was die Engel dem Himmel sind.

Die Künste sind im Himmel zu Haus, und wenn sie auf Erden wandeln, giebt es Festtage.

Künste sind himmlische Geschäfte.

Über dem Leben hängt der Heiland am Kreuze; über der Kunst schwebt das Jesuskind im Arme der Mutter. („Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.")

Mathematik ist die Logik der Kunst.

Man kann die Künste als Betonungen von der poetischen Sprache der Dinge betrachten; z. B. die Malerei accentuirt die Sprache der Farben und des Lichts; die Musik accentuirt die Sprache der Töne, Dichtkunst die Worte der rhythmischen Spra-

che des Innern, wie Philosophie die Sprache der Begriffe und Ideen; die Baukunst die Sprache des erhabenen Steinernen, Tanzkunst die eigentliche Sprache der Seele, deren Mienenspiel sie wahrhaft ist, u. s. w.

Der Anfang in den Künsten ist unstreitig als eine allmählige Sonderung vom allgemeinen Element der Poesie anzunehmen, wie sich in der Natur aus der Masse des Lebens heraus die Individualität entwickelt. Wo wir den Spuren alter Künste nachstreben, entdecken wir, wie sie noch beisammengehn und in kindlicher Poesie schlicht und kurz verschlungen sind, gleich den Geschlechtern in der Kindheit. Immer scheint die Entwicklung der Künste nach diesem Gesetz vor sich zu gehn, und ein Zurückstreben in das allgemeine Poesieelement die Auflösung ihres individuellen Lebens anzudeuten (wohin anders z. B. als auf dieses Ende weißt das Symmetrische auf den späteren Sarkophagen? ꝛc.). Wie manche Kindlichkeit der ältesten Kunst des Mittelalters wird nur von

jener Rücksicht aus, in ihrem rechten Gesichtspunkte betrachtet! Sie hatte sich noch nicht völlig individualisiert, sie enttauchte erst allmählig dem allgemeinen Element der Poesie; hierhin gehört es z. B., wenn wir auf den alten Gemälden das, was sich nur in der Zeit folgt, im Raume neben einander gestellt erblicken. Nie hat sich die Kunst im Orient eigentlich individualisiert, und nie konnte sie dies; sie war und blieb dort eine ewige, stralende Blumenmythe von der Poesie, das Lotosblatt, auf dem sie in ihrem Göttermeere schwamm; Ägypten war der Ort, wo die Kunst eigentlich an's Land stieg, aber die Wiege, worein sie dort gewindelt wurde, glich mehr dem Grabe der Poesie, frohe Hellenen mußten kommen und sie hintragen zum europäischen Leben. Die Stufenfolgen der Kunst, die im Wesen des menschlichen Geschicks gegründet sind, kann man als Entgötterung, Vermenschlichung, und Vergötterung bezeichnen.

Allgemeine Poesie ist die heilige Frühe, Plastik der Morgen, Malerei der Tag, Musik der Abend der Kunst, die Nacht ist ihre Rückversenkung in das allgemeine chaotische Element der Poesie, dem ein neuer Morgen enttauchen soll.

Musik und Malerei verhalten sich zu einander, wie der flüßige Äther und das dichtere Wasser. Das Wasser nimmt das verklärtere, schwebende Bild der Welt auf, die sich in ihm spiegelt; auf den geflügelten Wellen der Luft malt sich gleichsam das Bild der Welt in Klängen. Sie sind beide die weichen Elemente die, für alle Eindrücke empfänglich, sie in sanften Wellenschwingungen wiedergeben; und so ist die Malerei der kristallene Spiegel der die Seele der Welt in reizenden Mienen darstellt, wie umgekehrt die Musik als Begleitung der Seele zu dem Mienenspiele der Welt erscheint. Man findet die Malerei wie den klaren Wasserspiegel, eigentlich im Streben begriffen, das Bild der Schwere vom Irdischen hinwegzu-

nehmen und ein ätherisches Schweben der Dinge herzustellen. Beide quellen zwischen den Ufern des Lichts und des Schattens, Helldunkel ist ihr magisches Wesen. Um der alten Idealität näher zu kommen, taucht sich das Wesen der Dinge in den Spiegel der Flut, neigt es sich auf die spiegelnde Fläche des Bildes. Geheimnißvoll ist die Liebe zum Wasser. In der Malerei schläft die Mythe des Narcissus, in der Musik die der Echo. Die Malerei hat ihre Natur für sich. Alles, was in der großen Natur mit schneidender Schärfe und Symmetrie sich ausbildet, muß sie vermeiden, und die Ideen, die diesen Bildungen zum Grunde liegen, auf anderem Wege darstellen. Gerade hier erinnert sie am meisten an ihre Verwandschaft mit dem Wasser, dessen Wellen das Eckichte vermeidend, in weicher Kugelform ineinandergleiten. In der Musik fühlen wir des Herzens unendliche Sehnsucht befreit, zum Äther, frei von der Erde, schwebt unser Denken hinan: die Malerei ist mehr eine

heitere Beleuchtung, die auf die Erde sinkt und uns Freude am Irdischen wiedergiebt; sie ist wie das Sonnenlicht, die Musik gleicht dem Geiste der Sternennacht. Zum Äther wollen wir empor; mit dem Wasser möchten wir schöne Gefilde, holde Aussichten der Erde durchschiffen, und endlich im Meere ankommen, wie im Strome der Farben zum Licht.

Wie die Sage von der Entstehung der Malerei als schwebende Licht- und Schattenblume über dem Wasserspiegel ruht; so ist die Harmonie der Musik mit dem Elemente der Luft eben so klar und gewiß, und wie sich jene Beziehung als Bild selbst auf der Flut offenbart, so die Beziehung der Musik auf die Luft in jenem körperlosen Bilde das sich in ihrer leichten ätherischen Flut spiegelt, — dem Schalle. Wie die Luft, jener Hauch der Freiheit und der Liebe, alles durchdringt, so schläft die Musik, der Ton in allem, als die innerste Mythe jedes Wesens, und erwacht bei jeder höheren Regung des Lebens. Wie die Luft das freie Gränzenlose

und Unendliche ist das alles umfängt, so ist die Musik ihrem wahrsten Wesen nach auch gränzenlos und unendlich, ihr irdisch Tactmäßiges gleicht der untern atmosphärischen Luft, oben ist ihr innerer ewiger Rhythmus ihr unerschöpflich verschlungenes Leben. In der Musik wie der Luft, beflügelt sich alles Irdische, zu ihnen hebt sich alles aus Schlaf, Starrheit und Schwermuth empor. Die Musik ist die Stimme der Luft, und das Bild der unendlichen Harmonie; beide sind die wahren Spiegel der Geisterwelt. Endlich der für alle am nächsten liegende Zusammenhang der Malerei und Musik mit Wasser und Luft liegt in den Stoffen, durch welche diese Künste wirken; hier offenbart z. B. die Malerei die Eigenschaft des Wassers, die Erdtheile innig mit dem Flüssigen zu vermischen, die Musik die der Luft, durch den Druck zu wirken.

Kühner und doch nicht minder im Wesen beider gegründet, ist der Zusammenhang der Sculptur mit der Flamme. Es scheint

auf den ersten Anblick vermessen und eitler Paradoxie gehuldigt, wenn man das, was als kalter Stein, Erz und Marmor besteht, mit dem Glühendsten anders als im Contrast zusammenstellen will. Die Paradoxe verschwindet, wenn man sich erinnert, wie unter den Elementen die Flamme sich immerdar in ihrer Figur concentrirt, und auf der andern Seite, wie das Erhabene (dies ist in jedem Sinne das Wesen der Plastik) die eigentliche Sprache der Begeisterung redet, und die Begeisterung nichts anders ist, als eine Flamme, die sich entzündet hat, um hinanzustreben zu ihrem Ideale, dem Licht. So erblicken wir die Antiken zum Ideale der Körperwelt hingekehrt, die emporgewendete Gestalt der zugleich in Rundung, Pyramidengestalt und Wellenlinigkeit schwebenden Flamme ist es, in der sie dastehn und als Gesandte des schöneren Himmels die herrlichen Jugendgestalten erheben. Ich weiß das Gefühl, mit dem man sie betrachtet, mit keinem anderen zu bezeichnen,

als mit dem Hinschaun auf eine Flamme. Fürwahr, wer mit einem andern hintritt als diesem, dem müssen hier nur versteinernde, erkältende Kräfte, oder wohl gar bloße Massen und Lasten vor die Sinne treten. Man fühlt vor ihnen den Tod im Leben und die Sehnsucht der einstigen Verjüngung — was fühlt die Erde anderes, so oft sie die Flamme erblickt? Sie grüßt den kühnen Träger zum entfremdeten Licht, — des Vaters Adler! Die Flamme und der Gipfel der Sculptur führt zur Anschauung des alten Ideals, ihr Streben umleuchtet die erhabene Schönheit der höheren Welt.

Die Farbengebung in der Malerei kann man eine zweite Composition nennen; es findet eine ähnliche Vertheilung von einem Mittelpunkte, ähnliche Kunst der Nebeneinanderstellung, ähnliches gradweises Hervorspringen und Zurücktreten des mehr und minder Bezeichnenden statt; und wie Raphael — das klare aufheiternde, versöhnende Licht im Mittelpunkte der Kunst! — in der eigentlichen

Composition, so steht Correggio in dieser zweiten in einziger Größe da. Dies ist bei ihm jener Ausdruck im Helldunkel, den Raphael in der eigentlichen Composition jeder seiner Gestalten nach ihren Verhältnissen zur Hauptidee zu geben wußte. Correggio war's der durch das leiseste Verstehn der Verhältnisse der Farben, der Lichter und der Schatten zu einander und zum Auge, seinen Pinsel in einen Zauberstab verwandelte, deßen Magie kein Gemüth widersteht. Correggio ist der Maler des Gemüths und aller Liebe die aus diesem strömt; in ihm, kann man sagen, ist der wahre Überfluß der vom Himmel zur Erde kömmt und die Erde zur Gespielin des Himmels macht; in ihm ist die wahre Mutterliebe und Kindesfreude der Kunst, die unerschöpfliche Habe der Innigkeit, das ewige Streben ganz Hingabe zu seyn, und das ganze Leben in Liebe und Freude unterzutauchen und zu verwandeln. Er ist heiter, und macht tiefsinnig, ganz Lust und erfüllt mit unendlicher Sehnsucht, — kannst du ohne selige Wehmuth im Herzen

vor der frohen Weihnachtsbescheerung stehn? Du fühlst die höchste Liebe und möchtest in ihr untergehen, daß in dir nichts mehr wäre, als diese höchste Liebe; du empfindest die milde Herrschaft des Gemüths und wünschest immer in diesem Reiche des Friedens zu wohnen, wo Milch und Honig fleußt!

Das Antliz der Erde, mit ihren Strömen, Felsen, Pflanzen, Thälern, Einsamkeiten, Hütten, Trümmern und Gebirgen, ist die große Menschengeberde, deren Züge und Mienen, deren Ausdruck und Eindruck der Landschaftsmaler mit durstendem, ihr nachdichtendem Gemüth betrachtet. Was die so oft wunderbaren Ähnlichkeiten der Berge, Bäume, Ströme und Gewölke mit irgend einer andern Gestalt, die mit gewissen Stimmungen und Gedanken harmonierenden Charactere der Landschaften uns sagen wollen, das fragt uns der Landschafter und freut sich w nn sich unsere Antwort mit den Bildern begegnet in denen er der Natur nachfolgt mit dem Menschensinn, wie das

Auge des Liebenden der Braut. Dies Verstehn ist der Mensch der in sein Bild hineintritt als das klare redende Leben. Es giebt seltsame Landschaftsgemälde, welche in tiefsinnigen wunderlichen Launen, bisweilen leidenschaftlich oder höchst einsam traurig reden; als die in sich selbst geschlossensten Kunstwerke dieser Art sind wohl aber jene Landschaften zu betrachten, in denen man Ruhe findet, je länger man sie vor ihnen sucht, die uns sanft loslösen von aller Verwicklung, und uns mit fortnehmen in ihren tiefen Himmel, auf ihre Meeresstille, zu der Nebelbläue des Bergduftes und zu dem reichen, sanftschwellenden Grün — Claude Lorrain durchlief diese wahre erwachende Jugendzeit der Landschaftsmalerei, gleichsam die Maitage ihrer ersten Liebe. In unbefangener Neigung ist dieser Meister mit dem Zauber der Naturschönheit zusammengeschmolzen, ein heiteres Wohlseyn dringt aus allem hervor, das sich mehr damit beschäftigt, seinen Zustand zu genießen und als Genuß mitzutheilen, als ihn zu deu-

ten und zur Selbstständigkeit zu steigern. Uiberhaupt konnte es nicht anders kommen, als daß die Landschaftmalerei erst in späteren Zeiten als eine für sich bestehende Gattung der Kunst auftrat, wie das Jugendalter der Malerei schon dahin war. Auf den älteren Gemälden stand die Reflexion nur als blaues Gebirg, entferntes Meer, duftiger Wald oder röthliche Stadt im Hintergrund. Sie hat sich in der neuesten Zeit immer mehr in der Landschaftmalerei gezeigt. Die Periode der ersten Unschuld ist für diese vorüber, das Bewußtseyn hat die Herrschaft an sich gebracht. In des Malers Friedrich Werken sehen wir die Landschaften Betrachtungen des inneren Lebens werden, ein allgemeines Streben allegorisieren, und deutsame Bewahrer einer geheimnißvolleren Runenschrift der Natur seyn. Sie schließen sich der Poesie näher an. Ihr innerstes Wort ist nicht Freude und Frohgefühl; sondern Sehnsucht und tiefsinniger Ernst. Es ist als sprächen sie: einst blühte die Kunst,

und der Mensch; wir eilen und sterben, und der verklärte Scheideblick sagt das Geheimniß des Lebens das wir gelebt, und die Hoffnung die sich in uns wiedergebiert; bald weicht der Tod, das Labyrinth ist durchwandert, und nicht fern ist die Heimath.

Auf Landschaften erregt der Blick ins Unendliche, z. B. Luft, Meer, stille Wehmuth; die Beschränkung durch Berge, Bäume, Felsen, nahe Gegenstände, erregt dagegen heimliche Lust. Jener Empfindung des Verlierens in das Unendliche, in welches die Kunst uns vertieft, geht allemal ein Todesverlangen und ein Sterben im Innern voraus, wenn auch schneller als wir selbst es oft bemerken können; wir müssen hinüber, fort, um hineinzukommen; hingegen wo die Kunst den Zauber der Selbstbeschränkung übt, concentrirt sich das Leben mehr in sich selbst, in Fülle des Brauns und Grüns, des fröhlich überhin gebreiteten Goldes, in lebende Stille der Genügsamkeit; und an diesem Bestreben stärkt sich unsere Lebenskraft zu ihrem

ewigen Kampfe zwischen dem Unendlichen, das sie als Heimath rastlos hinüberruft, und dem Beschränkteren und Endlichen das erst erobert und in seiner wahren Bedeutung ergriffen werden muß.

Wo giebt es, klagen die Musen, ächt künstlerisch freigegebene Anschauungen für den jungen Künstler, die ihn unmittelbar begeistern könnten? Wo müßte er nicht erst die Menschennatur ihrer prosaischen Umgebung entkleiden? Er muß in die Kunstsääle, zu den alten Malern, zu den Antiken, in Länder, welche noch Funken der alten Idealität der Körperbildung bewahrt haben. Die Glücklichen! sie griffen in's Leben, und hatten die schönsten Anschauungen, welche ins Ideale überzutragen leicht war. Das Auge des heutigen Künstlers kann nicht ungehindert, wie das des Griechen, am Leben lernen. Überall wird es zurückgestoßen, überall hat es Sprödigkeit zu überwinden, muß sich eine Art Klugheit zu der Anschauung gesellen, um alles Störende und Fremdartige vom Eindruck

zu scheiden. Unsere Tracht und Sitte ist aller bildenden Kunst ungünstig und hat auf die meisten unserer Verhältnisse denselben unpoetischen Einfluß gehabt. Die Männertracht hat alles Würdige, Freie und Gemüthliche verloren, und das Großartige in den Farben und Gewanden der Frauen — dieser reiche Stoff der alten Maler — verschwand gänzlich. Die Herstellung einer besseren Tracht wird das ihre zur Wiederbelebung der Kunstregsamkeit thun.

Jener allgemeine Schönheitssinn der alten Welt, antwortet die Zeit, der auf den Verhältnissen der sinnlichen Formen ruhte, kann sich sobald unter uns nicht verbreiten, und ist einer andern Heimath der Menschheit aufgehoben. Das Christenthum hat die Blicke nach einer anderen Region, nach einer anderen Sehnsucht gewendet. Die Gebrechlichkeit, die Unvollendung hat einen höheren Sinn erhalten. Der Tod wurde verklärt, das sichtbare Leben verlor seine glänzende Alleinherrschaft über die Menschen. Das Leben

ward zum Mysterium höherer Art, und bedeutsam schlug sich um die irdische Nacktheit des Schleiers Verhüllung. Der Norden selbst, der weniger klare, ungetrübte Himmel, verbreitete über alles ein anderes Licht. Doch sollte mehr für den allgemeinen Schönheitssinn geschehn, wie er sich für uns eignet, und hier richtet sich der Blick auf den Hof, das Theater, und die Kirche, deren Einrichtungen und Festen ganz besonders aufgetragen ist, ihm eine höhere Richtung zu geben. Die älteren Zeiten ließen es hieran nicht fehlen; welche Kunstwerke, welche Denkmäler der Andacht errichteten die alten würdigen Reichsstädte, wo Handel und Gewerbe ihre reiche Blüthe trugen! Wie wurde durch Feste aller Art das Poetische in den Gemüthern genährt! Ohne regen Kunstfleiß, ohne dies volle Strömen der Kräfte zum Schönen, ist Stumpfheit, Indifferenz und Niederdruck des Daseyns. Die Künste, die Feste, die Andacht, ein neuer Schwung des arbeitenden Lebens, Handels

und Wandels, müssen der Schönheitssinn erwecken; so auch die Ausarbeitung des Körpers zur idealeren Darstellung, daß die gedrückte Neigung gegen die Erde der Aufrichtung zum Himmel weiche. Nichts kann der Entwickelung alles dessen förderlicher seyn, als die Anordnung allgemeiner Feste. Lasset dieselben von der Kirche ausgehn, als vom friedlichen Haus unsers wahren Lebens, die Bestimmung dieser Feste soll ja seyn, die Menge zu Einem Zweck der Erfreuung zu vereinen, wieder zu vereinen (religio). Die Kunst hat ihre Blüthe den religiösen Festen zu verdanken; zu allen Zeiten ist das Bedürfniß gefühlt worden, in den Feiern und Festen einen religiösen Ursprung und Sinn festzuhalten: das Fest, die Freude, knüpft dem alten Himmel wieder an (religit).

Die Blüthenperiode der alten Kunst war da, wo die Städte ihre volle Würde und Sicherheit erlangten, und durch die Betriebsamkeit nach innen, die Handelsverbindungen

nach außen, sich der herrlichsten Fülle, Achtung, und Wirksamkeit erfreuten. Der wahre Spiegel dieser schönen Zeit der Städte und der Kunst, ist Hans Sachs. Seine Werke tragen ganz den gemüthlichen, betriebsamen, anschauungsreichen Character jener glücklichen Zeit, der schlichten Einfalt ihrer Werkstätten aller Art, ihrer Lust, ihrer Feste, der Fülle die ihnen kindlich froh entgegen strömte, der sinnigen Arbeitsamkeit in der sie lebten. In diesem Meistersänger spricht sich der Geist der ächten Kunstdemuth aus, die friedlich neben dem Gewerb' und aller väterlichen Sitte wohnt', und als Mitbürgerin des gemeinen Wesens, zu seiner Ehre arbeitete und ihm zur Krone diente.

Vergangen ist jene frühe, kindliche Zeit. Wir blühen hier, um zu reifen. Unaufhaltsam rückt das Verständniß vor, und es muß männlich und voll Muth in nns vollzogen werden. Vergeblich bleibt unsere Klage um jede verschwundene Blüthe, bis wir die ewigen Verwandlungen erkennen und mit ihnen

im wahren Frühling ankommen. Dem Verständniß der Verirrung und der einzigen Rettung in Rückkehr zu Glauben, Liebe und Heiligung, schließt sich die goldene Thür des geweihten Schreines wieder auf, und jeder Kunstandächtige, in dem sich jezt eine Heimkehr zu diesen Wohnungen des Friedens spüren läßt, erscheint uns als ein Einzelner, der in sich das Verständniß vollzogen, und seinen noch zögernden oder zurückgehaltenen Brüdern voran, den Pilgerzug zur Heimath angetreten hat. Es kehrt nichts wieder, aber wir kehren wieder, und mit uns alles! Glücklich, wer unerschrocken vorwärts schreitet, und dem neuen Morgenlichte folgt, das schon einzelne Bäume und Berge des Weges beschimmert. Der Friede schwebt bald um ihn und steht er dann auch einsam, wie (auf Francesko Francia's Bild) Johannes und Maria unter dem leuchtenden Kreuz nach der Landschaft der Heimath gewendet; vom Kreuze geht ihm ein neuer Glanz aus, der alles vereinfacht und göttlich malerisch verklärt!

Freundlich, wunderbar und erfreulich war jene Zeit des allgemeinen kindlichen Glaubens, wo kein Bild verschleiert, kein inniges Gefühl verschwiegen werden durfte, weil alles in der weichen, schlichten Flut des allgemeinen Lebens hinströmte oder vielmehr der Blick eben so gewohnt war, alles in Bildern auf dieser zu erblicken, wie das Auge des Indiers an den Anblick der Pagoden zu beiden Seiten des heiligen Stroms. Die Kunst lebt nur in einer solchen Zeit in eigenthümlicher, abgeschlossener Kraft. Wir stehen offenbar wieder näher nach jenem Elemente hin, aus welchem die Kunst sich gestaltet. Tiefer, weit tiefer geht unser Sinn, ein höheres Bewußtseyn der Welt hat uns getagt, wir sind auf ihren Höhen angekommen; jenes kindliche Wesen blieb unter uns in den blühenden, friedlichen Thälern und kühl ist die helle Luft, wie vor dem Aufgang der Sonne. Es ist jezt so unendlich schwer, das Heilige mit Würde auszusprechen, weil jenes kindliche Wesen verschwand

und alles geheimnißvoll geworden ist. Das Heilige findet nirgends mehr jene allgemeine Einfältigkeit — man möchte sagen, jenen Glauben des Sinnes, die mehr um dasselbe und bei ihm wie bei der Mutter lebten, als es durchdrangen (des Vaters Sinn verstanden); immer fremdartiger steht es in der äußeren Welt, je mehr alles sich nach innen gezogen hat, und es ist dem Künstler, dem Dichter, jedem der den Kalathos des geweihten Eleusis auf dem Haupte trägt, oft sehr schwer, die rechte Art und Weise zu treffen, dies Innere, dies als Gold wiedergewonnene Sonnenlicht, nach außen zu verbreiten, wo es doch erst rechtes Leben gewinnen und zum eigenen Bewußtseyn gelangen muß. — — Auf der einen Seite hat sich der allgemeine Sinn nach außenhin verflacht, die Gewohnheit eines allgemeinen religiösen Gesichtspunkts ist von einem Strome, der weiterhin das Land der Religiosität sucht, mit fortgeschwemmt worden; auf der anderen Seite hat sich der Sinn nach innen

zu vertieft, und aus diesen beiden Veränderungen geht die doppelte Gefahr hervor, nach dem entfremdeten Äußern hin zu entheiligen, und den innern Sinn nur halb auszusprechen, was eben so gut Entheiligung ist. Diese Veränderung ist nicht blos Nachtseite der Zeit. Denn es soll sich die Welt im Innern wieder sammeln, um von dort aus in neuer Lebendigkeit nach aussen herauszutreten, sichtbar zu werden; — wir leben in einer großen Übergangsperiode, und darum muß man jedes allgemeine Urtheil über das Antliz der Zeit, (welche im größten Sinne in die Klasse jener Übergangswesen gehört, von denen bei den Dichtungsarten die Rede war), sehr behutsam fassen und nirgends unbedingt absprechen. Aber entbehren müssen wir, noch vielfach entbehren, und zwischen der zarten Hülle, die wir abstreifen, und der Fülle, zu der wir gelangen wollen, dehnt sich das grüne Band, in dem die volle Rose des Lebens sich entfaltet, sich ordnet, und ge-

deiht. Darum laßt uns mit Liebe entbehren, denn nur durch Liebe geschieht das freiwillig, was unvermeidlich ist.

In der Jugend hat jede Bewegung Grazie, alles wird zum anmuthsvollen, lebendigen, unbefangenen Gebilde; hier haben wir die Geschichte der griechischen Kunst, die aus dem Leben schöpfte!

Die Bildhauerei ist eine Göttlichsprechung der menschlichen Gestalt, wie die Musik eine Seligsprechung der Seele.

Zur specifischen Untersuchung der Antiken ist es vielleicht nöthig, antik vor ihnen zu stehen. Wer erreicht dies aber ganz? Winkelmannen beseelte dies aufopfernde Streben, sich seiner Zeit zu entreissen und in jener eigenthümlichen Anschauung des Alterthums aufzuleben: es war eine Ahnung von der ewigen Kraft unsers Geistes, die Schranken von Zeit und Raum außerhalb seines angebornen Reichs zu fühlen. Aber das

Verständniß aller Zeiten vom Centro des Ewigen aus, nimmt einen sicherern Lauf. Wir stehen mit Ansichten mancher Zeit bereichert, bestralt von dem Lichte unsers Glaubens und Liebens, als moderne Menschen vor den Antiken. Dies ist ein Standpunkt, der alles Durchlebte umfaßt. Die Glorie unsers Glaubens, der auf vereinender, ausgleichender, vermittelnder Liebe beruht, ist der Kranz um alle Zeiten. Wahrlich, in Christus und seiner wahren Religion, die alles umfaßt, ist aller Dinge, aller Zeiten Versöhnung! Seine Liebe, seine Allwirksamkeit, seine Vereinigung des Widerstrebenden — ist seine Religion, und darum ist sie gegründet im Menschengeist und im ganzen Leben der Natur und fürwahr auch im Wesen jeder Kunst. Wer den Geist dieser Religion hat, der theilt allem Leben und Geist mit, der Sinn der Feindseligkeit ist geschwunden, ein lang ersehntes Licht fällt auf alle Theile des Wesens der Welt und heilt die getrennten, einander durch Tren-

nung verletzenden Glieder. Der Unterschied ist eben und soll seyn, daß einst der Grieche, und nun ein anderer, Vielgewanderter, vor diesen Antiken steht. Laßt dem Griechen seinen Blick und laßt mir den meinen. Reine Lust an diesen Menschwerdungen des Ideals ist mein Gefühl; begeisterte Kunstandacht. Wohl mir, daß ich sie mit dieser freien Empfindung betrachten kann! — ich schaue Göttliches, aber keine Götter.

In den Antiken ist die irdische Versteinerung durch Anmuth erweicht. Der Geist der Kunst ist der Genius, unter dessen Gestalt bei den Griechen die Religion sich verhüllte. Keine Zeit hat es vielleicht sprechender beurkundet, daß Religiosität der innerste Geist der Kunst ist, als die der hellenischen Bildung.

Museen gleichen den Wörterbüchern, welche zu alten Sprachen zurückführen. Sie sind Kinder der Armuth und des Todes. Eben darum kränzt ihre Säulen, welche sich aus Trümmern erheben, ein höherer Sinn. Denn

wo Tod ist, da ist auch Belebung. Je nachdem ihr die Museen mit dem Geiste des Lebens oder dem Eishauche des Todten betretet, sind sie Aufenthaltsorte, Tempel, des Lebendigen oder des Todten.

Sieht nicht die neuere Zeit die Antiken bei nächtlichem Fackelschein? —

Die Gruppe ist ein höherer Ausdruck; die einzelnen Figuren werden zu Zügen und Mienen Eines Antlizes, auf dem die höhere Seele der Kunst erscheint. Hier reichen sich Sculptur, Schauspielkunst und Malerei die Hand.

Verwandelte Jünglings- und Mädchengestalten, wie sie die griechische Mythe gebildet und das griechische Schönheitsauge gesehn, lächeln uns aus den schlanken Bäumen und Pflanzen der hellenischen Säulenordnungen an, mit Lotos und anderem Laub und Blumen, wie die Scheitel des frohen Jugendvolks der alten Welt, gekränzt.

Gebäude sind menschliche Pflanzungen, aus des Menschen dunkler Tiefe streben sie

empor und dehnen sich nach dem Licht. So wie sich die Pflanze aus dem Grund der Erde erhebt, blickt sie nach den Gewölben des Himmels, und eben so maß sich die Baukunst frühzeitig mit den Verhältnissen der Räume und nahm das Geheimniß des großen Tempelbaues und seiner vielfach und wunderbar verschlungenen Zahlen, in sich auf. In der Baukunst versteinert gleichsam die Kunstkraft des Menschen, um mit dem Widerstand der irdischen Schwere (der Steinmasse) in ein harmonisches Verhältniß treten zu können. Welch' ein kühner Gedanke beseelte den Künstler des Mittelalters, den harten hülflosen Stein an das Ideal des zartesten Gebildes, des Pflanzenlebens, anzuschließen! dies im Erhabensten wie im feinsten Gerank und Geblätter aussprechen zu wollen! dem Stein eine Sprache zu verleihn, welche die redenden Menschen zum ehrfurchtsvollen Schweigen brächte! In luftiger Höhe zu bauen, wie unten in tiefer Nacht die Geister der Schächte die mächtigen

Baue führen, die Gänge hölen, und die Metalle, den Krystall, das Gestein hier erhaben in einander schließen, dort in zarte Ästchen und Blüthe theilen! Wohl ist der durchdrungene Architekt ein Lehrling des großen Baumeisters! Er hat von Ihm den Blick über die Jahrhunderte hin, in welchen seine Nachfolger im mühsamen Bau sein angefangenes Werk vollführen. In ihm stand es vollendet da, aber Zeiten müssen sich aneinanderreihen, um es der Außenwelt zu erwerben. Höher und höher strebt der Baumeister empor, daß der Steinriese unter ihm, dessen Leib er gebaut, zum Zwerg werde. Die alte Baukunst hat ihren erhabenen Troz selbst gefühlt, sie hat die Kirche wie ein Herz voll Kindlichkeit und Demuth, unter das Haupt des Riesen gesezt und dorthin ist der Meister von seiner Höhe hinabgestiegen, um sich, hinsinkend, über seinen Bau zum ewigen zu erheben, daß ihm in deßen Anschauung die fernere Begeisterung zu seinem Werk zu Theil würde. So ward der Erd-

geist überwunden, der den Menschen auf den erhabenen Zinnen zu versuchen dachte; das Gefühl der Majestät Gottes ergriff die Menschen vor den Riesenwerken ihrer Kunst, und sie gingen Seine sanftere, liebevolle Nähe unter dem Gewölbe des hohen Doms zu suchen. Jene kühnen Werke, die den Himmel und seine Sterne im Namen der Erde als Brüder grüßen, ruhen auf dem still verborgenen Bau der Kirche, die in ihrem Gesang, ihrer Musik, ihrer Beleuchtung, das Symbol jener harmonischen Verhältnisse bewahrt, die um sie her und über ihr in tiefsinnigen, gewaltigen und zarten Figuren gegenwärtig sind. — Die Architektur enthält ein großes Geheimniß von der innigsten Verwandschaft des Erhabenen, des Enthusiasmus und der Musik in der heiligen Sprache der Harmonie. Ein hoher Bau ist ein weit hinausragendes Wort aus einer allgemeinen Sprache, die alle vernehmen, wie die Sprachen des Enthusiasmus und der Musik. Als einst das allen verständliche Zeichen eines solchen erhabenen,

einfachen Worts verschwunden war, verworren oder zertheilten vielmehr sich die irdischen Sprachen: und die Trümmer und eine Zeitlang unverständlich gewordenen Harmonien unserer Münster sagen uns dasselbe. Es kann seyn und es muß seyn, daß die unsichtbaren Werke unserer Zeit vom Ideal eines Baues erfüllt sind, dessen Materiale nicht wie jene der heiligen Reste die uns umgeben, von Erde genommen werden sollen: daß die steinernen Greise sich vor den Jünglingssäulen jenes Werkes beugen werden: aber unentbehrlich ist für diesen neuen Bau jener hohe und gottergebene Sinn der alten Baumeister, ohne welchen dies Geheimniß der Baukunst einen jeden, der ihr naht, für einen Unwißenden und Unwürdigen erklärt.

Die Baukunst des Mittelalters hat den Character des Erhabenen und Mysteriösen; die griechische den der Anmuth und Klarheit. Die Rückkehr zu manchen antiken Verhältnissen in nuseren Wohnungen ist der Heiterkeit, Bequemlichkeit und größeren Freiheit des

täglichen Lebens angemeßen; seltener und weniger erfüllt die bisherige Anwendung derselben bei heiligen Gebäuden, die Zwecke der Andacht. Wie so mancher Kaufmann zum Krämer, so ist der Architekt unserer Tage sehr oft zum Steinhauer geworden, und man kann wenigstens unserer Baukunst nicht vorwerfen daß sie die irdischen Massen häufe und dem Irdischen ewige Dauer zu geben bestrebt sei. Desto mehr arbeitet sie für das Irdische! — —

Unter den Künsten, deren Gemeingeist, deren König die Poesie ist, hebt sich eine vor allen wunderbar heraus: es ist die Musik. Als Kunst ließe sich eine Definition wohl versuchen; aber Musik an sich ist eine eben so unendliche Idee, als Poesie. Kaum können wir diese Wundergaben des Himmels trennen; sie sind im Zustande der innigsten wechselseitigen Durchdringung. Man möchte die Musik für den Geist der Poesie

selbst halten, da sie das Unaussprechliche, das Innigste, das Heiligste derselben zu besitzen scheint, der Hauch der Poesie in ihr fast noch unmittelbarer gefühlt wird, als auf den Lippen des sinnigen Lieblingskindes der Poesie, der Dichtkunst. Die seligste Begeisterung des Dichters ist völlig Empfindung der Musik. Ihr ist die Gabe verliehen, eine allgemeine Sprache zu reden, die alles hinreißt mit himmlischer Gewalt. Ein schönerer Sinn erwacht in den Menschen, wenn sie das unsichtbare Meer der Musik umfließt. Sie werden getragen auf seligen Wellen und kommen in besseren Welten an. Die Musik scheint auf eine höchst rührende und entzückende Weise die Räthsel aller Verhältnisse zu lösen. Die ganze Mathematik findet sich in ihr in Bewegung gesezt und gefällt sich in ihrem magischen Tanze. Eine Geisterwelt läßt ihr Gespräch vernehmen und ruft uns liebevoll hinüber. Auf das Geheiß der Musik ergreift Wehmuth, Freude, Rührung, Sehnsucht, Wonne, Stolz, abwechselnd unser Herz; es

muß seine Scala nach ihrem Wink durchlaufen. Der Zauber der Töne liegt wohl vorzüglich in unserem beständigen, geheimen, vielfach unverständlichen Verlangen nach Harmonie — es thut uns wohl von diesem unsichtbaren, unwiderstehlichen Ebenmaaß einer reizenden, bebenden Bewegung umflossen zu werden. Sollte die Wehmuth, die uns bei mancher Musik ergreift, nicht in demselben Sehnen der menschlichen Natur nach Harmonie ihren Sitz haben? Was liegt jedem auch blos subjectiven Mismuth anders zu Grunde, als das Wahrnehmen gestörter, verschwundener Harmonie? Die weiche Flut der Musik vermischt sich jeder Stimmung, um sie zu lösen. Sie will eine geheimnißvolle Klarheit durch alles hin verbreiten, und die einzelnen Misverständnisse sollen in ihrer vereinenden Sprache aufgehn. Ein verstummtes Wort scheint aufzuleben, wenn die Musik ertönt; wem ist nicht plözlich seine und aller Dinge eigentliche Sprache erschienen, wenn ihm in bleicher, ferner Einsamkeit mit einmal ein

Ton erklang? Er empfand Licht und Harmonie; und wenn der lezte Ton verklingt, glauben wir oft die Welt um uns her aus einer reinen Verklärung in ihr kaltes Dunkel zurücksinken zu sehn; Selige hatten hier gewandelt, freundlich zu uns geredet wie die Engel bei der Geburt des Herrn, und der Himmel hat seine Kinder zurückgerufen. Es ist daher ein sehr natürliches Sehnen, im Klange der Musik zu sterben, von diesen süßen Seligen mit hinaufgenommen zu werden in die Heimath; denn dies reine Gefühl der Harmonie, wenn es uns durchdringt, ist das höchste in unserem Leben, und so erinnert es uns von selbst, mit süßer Sehnsucht und süßem Heimweh, an den bedeutendsten Augenblick dieses Lebens, den unserer Wiederkehr in die Heimath nach langer Trennung! — Töne sind selige Zahlen, Figuren, Buchstaben, Gedanken. Auch in uns schlafen gefangene Töne, wie in allem andern: die Nerven sind ihre Saiten, das Gehirn ihr Clavier, das Gemüth ihr Resonanzboden,

Liebe ihr Klingen, unsere Bücher ihre Noten. Musik, Mathematik und Glaube sind sich sehr verwandt. Jeder Accord ist eine Figur des Verhältnisses der Kräfte, das wir suchen. Die Dissonanten sollen zu Consonanten gemacht werden wie die Sinnen zu Trägern der Seele. Das Wort Harmonie selbst ist ein symbolischer Ausdruck. Der Componist ist gleichsam der Philosoph der Töne: der Dichter ihr Dollmetscher in einem fremden Lande.

Die Musik, die uns als ein unsichtbarer Strom ergreift und ins Unendliche versenkt, erweckt in uns eine Bilderwelt; die Malerei — gleichsam eine Melodie, die als bunter Stral niedersinkend verstummt — betrachten wir mit einem musikalischen Gefühl; so deuten beide auf das Geheimniß von der Harmonie der beiden Weltkräfte hin und würden im Punkt des Aufeinandertreffens beider sich zur Anschaulichkeit und Verwirklichung durch einander vereinen. Von dieser Vereinigung sind Musiken zu Bildern

aufgeführt, romantische Opern u. s. w. schöne dichtrische Andeutungen. Es giebt keine Geisterwelt ohne dies Sehnen nach außen (der Musik nach Bilderhervorbringung durch Fantasie und Gemüth, daher ihre Beziehung auf die Begeisterung des Dichters) und keine Sinnenwelt ohne jenes Bedürfniß nach innen. Wirkte die volle magische Dichterkraft, die sich im Streben unserer Fantasie ankündigt, so würden wir das Wunder, das jene Eigenschaften der Musik und Malerei andeuten, vollbringen. Auch sie harren, daß ihr tiefster Sinn sein altes Organ wiederfinde! Einst schuf in ihm das Wort und das Licht, wie es jezt in den Tönen gebrochener Sprachen, in den Farben getheilter Lichtstralen redet.

Am Morgen steht die Pflanze im frischen Jugendsaft, schlank emporgeschossen, und trinkt die kühlen Sonnenstralen, welche die üppige Gestalt erleuchten; der Mittag entfaltet die Blüthe, indem er die üppige Hülle abstreift und verglüht; nach dem Abend hin

tagen die schönen Blumenfarben; am später Abend ist die schlanke Gestalt in Blüthe gelößt, die Farben sind allmählich verglommen, der Duft vermischt sich dem Geiste der heiligen Nacht! Die Antike war die Pflanze, die Malerei war die Farbe, die Musik ist der Duft, der mit dem Geiste der Nacht eins, sich nun erst durch die Welt verbreitet und die von den unendlichen Sternen thauenden Klänge als verwandte Hauche einathmet. Sie wird selbst zur Seele der Nacht, und schlingt ihren Strom in Liebesarmen um den Menschen, ihm begeistert das schöne Wiedersehn der vollen in sie untergetauchten Sonne, der Poesie, zu verkündigen.

Fragmentarische Ahnungen einer Charakteristik der Instrumente.

Sollten sich Blas- und Saiteninstrumente nicht zu einander verhalten, wie Nerven- und Muskelsystem, und die Menschenstimme zu beiden, wie die Seele zu

diesen? Die Blasinstrumente sind Centrum (daher ihre Fülle und Einfachheit zugleich); die Saiteninstrumente sind die Peripherie, daher ihr künstlerischer Umfang, ihre reiche Virtuosität. Man könnte dies Verhältniß beider zu einander, als Figur aus ihren Bestandtheilen construiren, und die runde Mündung der Blasinstrumente als Centrum, die Saiten als umgebende Sonnenstrale um dasselbe herum, abbilden.

Der Hauch ist die Seele der Blasinstrumente, sie sind geistigeren Ursprungs, ihrer höheren Kraft ist auch ein größerer Widerstand in ihrer äußeren Form entgegengesezt, und so ist die Fülle in der ihr Ton hervortritt, durchdringender, reiner und liebevoller. Die Saite hat die abhängigere Erregbarkeit des Weiblichen, ein Hauch, ein Blatt, ein Windstoß sezt sie in zitternde Bewegung und theilt ihr einen Geist mit, daher das zarte Beben der Äolsharfe, des Instruments der Gefühle, des Resonanzbodens der Geistersprache, gleichsam des Naturzustandes der

Saitenwelt. Nur nach einem größeren Widerstand gehorcht die Saite auf andere Art, als sie sich überhaupt allgemein erregbar zeigt, dem Finger des Menschen. Er wendet ein Mittelglied an, das als Scepter und Zauberstab seine Grundlage regiert, und die schönsten ihrer Eigenschaften in Thätigkeit sezt: durch den Bogen erreicht die Saite eine höhere Vollkommenheit, und es findet hier wohl eine Art galvanischer Prozedur statt. So wie die Körperwelt der Träger des Geistigen ist, so sind die Saiteninstrumente die Träger des Blasinstrumente; das Pausieren dieser, das die leichtliche Ermüdung der menschlichen Lunge nöthig macht, gleicht dem Schlaf, in welchem sich die Seele auf dem Körper ausruht. Der Hauch ist schaffender Geist, die Saite hat den basischen Character; ein Blasinstrument und ein Saitenspiel zusammen, bilden eine musikalische Ehe.

Bedeutsam ist es, wie in den Instrumenten, immer steigend, die Sehnsucht nach dem höchsten und einfachen Wort, nach der

Ursprache die alles geredet, erwacht. Fast ganz sehnsuchtslos beginnt das Schwirren der Saite, wie das erste dumpfe Erregungszeichen des Metalls; es ist beinahe stumm und taub auf dem Hackebret und seinen Verwandten, den völlig parodischen Instrumenten der Musik. Leiseres Regen und Leben entspinnt sich allmählich, es verfeinern sich die Saiten, ein silbernes, heiteres, in sich zufriedenes Leben ist der Geist der Lyra, und sie ist darum mit ihren Nebenarten das begleitende Instrument der griechischen Gesänge; nur in ihren zarteren südlichen Verhallungen, den Guitarrengeschlechtern, erwacht des Sinnes leichte, luftige Sehnsucht, das Bangen nach Genuß, das Verschweben in unendliche Ferne, das Lauschen nach einer Stimme.

Laut aber wird in der Harfe die höhere Sehnsucht, die der Körperwelt in ihrer höheren Ordnung wieder näher getreten ist als die Guitarre steht: gleichsam das Symbol der Erregung des Sinnlichen durch die Geisterwelt und seines Verlangens nach der Mit-

theilung ihrer göttlichen Kraft: ein Propheten- und Bardeninstrument, wunderbar gemischt aus den Elementen der Empfindungsweise des Orients und des Nordens; da, wo das Göttliche ruht auf dem es beschaulich Empfangenden, Silberton und heiliges Rauschen des Friedens, — nordwärts einsame Kraft und einsame Wehmuth. Gewaltiger ist der Erdenschmerz der Harfe, wilder ihre Klage im Gefühl ihrer Kraft, wenn sie den Barden begeistert, aber von der Andacht beherrscht, betet sie Psalme gleich dem Meer, und ihr Wiederhall ist die Riesenharfe, worauf der Sturm des Herrn spielt. Die hohe, heilige Gewalt im Streben des Losreissens, ist wohl der eigentliche Character der Harfe. Die Sehnsucht reißt in die Saiten, ihre Kraft zerreißt nicht und verliert sich von Erschütterung zu Erschütterung leiser bis zur feierlichen Stille und Ruh'. Für sehr leise und zarte Töne ist die Harfe empfänglich, sie scheinen die alten Erinnerungen an die idylische Kinderzeit der Saitenwelt, an die un-

vollkommneren Instrumente, deren Steigerung sie ist. Gern wiegt sie noch die leisen Stimmchen, lauscht selbst jenen gezogenen Tönen, welche die Strohfiedel wie Glöckchen in Bewegung bringt und deren auch Violine und Violoncell sich erinnern, sie gedenkt selbst der fast klanglosen kindischen Zeit, indem sie jene dumpfen trockenen Töne hervorbringt, die kaum den Boden der Saite verlassen und gleichsam nur einen Laut von sich geben, in dem sie sich hinkriechend auf der Saite zu erhalten suchen. Wenn sich Chorgesang der Harfe vermählt, giebt sich ihre Sehnsucht immer voller hin, ihre Accorde ringen gleichsam mit den Hemmungen, welche der vollkommenen Vereinigung entgegenstehn, und in der höchsten Feier, wenn sich die Menschenstimmen wie zu einer Glorie sammeln, und den Harfenton überschallen, stirbt dieser, giebt die Seele hin und ist eins geworden mit dem All der Musik.

Den Geschlecht der Harfen scheint das der Violinen gegenüberzustehn. Es verhält

sich wieder männlich zu diesen, und steht als dirigirender Apoll unter den weiblichen Musen der Klangwelt, der vom fernhintreffenden Bogen die tönenden Pfeile sendet. Der Umfang jener beiden Instrumente erhebt sie zu dem Rang der ersten Künstler im Orchester der Saitenwelt. Auf der Violine concentrirt sich das mehr, was sich auf der Harfe in erregbarerer Sehnsucht hingiebt. Die Lyra mit ihrem Plektrum bildet das Glied ihrer Verwandschaft. Durch den Bogenstrich tritt die Violine in ein Verhältniß zu den Blasinstrumenten, das die Harfe nicht besizt; jene vermag sich sogar dem Ideal aller Tongebilde, dem Gesange, in süßen krystallhellen Klängen zu nähern, während in der Harfe die innere Reizbarkeit zum Gesange wird. Die Violine besizt die einschmeichelnde Weltlichkeit eines anmuthigen Verstandes, eine heitere Leichtigkeit aller Bewegungen, eine besondere Selbstzufriedenheit, die das Schmerzliche und Zärtliche mehr als eine Form zu behandeln scheint, in der sie sich

wie in allem übrigen gewandt zeigt, um sich angenehm und unentbehrlich zu machen. In jenen langsamen, durchdringenden Bogenstrichen, erscheint ihr Wesen tiefer, und stimmt alles in uns zum melodischen, klaren Gesange, welche durchsichtige Wellen umschließen uns und das lieblichste Spiel zieht uns zu ihrem Krystallspiegel hinab. Man kann in der Violine die Klarheit, wie in der Harfe die Tiefe, als vorherrschenden Character bestimmen. — Das Violoncell drückt seinen Willen in fester Sprache aus; auch da, wo es in die obere Region der Töne emporsteigt, behauptet es seine klare Sicherheit. Es schöpft aus dem dunkeln Born seiner untern Klänge seine Kraft, und derselben heiter bewußt, gleitet es zu den Krystallbächen der oberen Töne hervor und nimmt gern ein freundliches Sonnenlicht in den weicheren Spiegel auf. Der anhaltende Strich des Bogens, der nicht wie die Hand unstät und suchend, die Saiten erschütternd, sondern der mit festem Willen über ihnen ruht und ih-

nen gebeut, verlängert die Saitenklänge bis zur Verwandtschaft mit den Tönen der Blasinstrumente. Seiner Fülle und Darstellungskraft bewußt, freut sich das Violoncell daran die Tiefe und die Höhe zu umfassen, und so manchen Gespielen in seiner Sprache anzureden; oft glaubt der pathetische Contrabassist, die liebliche Glockenstimme, die Clarinette sich geneckt, die Violine wähnt eine wetteifernde Schwester vor sich zu haben; und mit dem Fagott, das unter den Blasinstrumenten einen ähnlichen Scherz treibt, versteht sich das Violoncell, sie theilen sich einander ihre Neckereien in der Gesellschaft der Instrumente mit, wobei der redende Mensch gleichfalls nicht geschont wird. Unverkennbar ist ein ironischer Zug im Violoncell; das sichere Gebieten des Bogens über die Saiten, und die Annäherung seiner Stimme an die Hauchklänge durch den schwellenden, gehaltenen Bogenstrich, theilt ihm eine Lust an seinem Umfang mit, und zwischen dem Ernst seiner Tiefe und der Zartheit seiner

Höhe wohnt eine Region der Prosa, der Parodie und Launigkeit, welche sich der Neckerei, die das Ungefähr auf ihm hin und wieder treibt, bewußt wird, an ihr Gefallen findet und sich in ihr und seiner witzigen Freundschaft mit dem mimischen Fagott, vergnüglich fühlt. Von solcher guter und ironischer Laune ist das Violoncell z. B., wenn es ein wenig durch die Nase spricht oder sich von Ferne zu räuspern scheint, wenn es zwischen den Zähnen murmelt und vor sich hin brummt, wie um spöttisch ein fremdes Wort zu wiederholen oder sich seinen eigenen wunderlichen Einfall vorzusprechen. Die Bässe sind die Träger des Tongebildes, ein Hütergeschlecht, das den Harem der süßen Töne bewacht und in Ordnung hält: und in kleineren Tonstükken, für die dies Instrument oft zu kolossal ist, wird es von einem der concertierenden übertragen.

Man muß die einfache Lyra als die Mitte der Saitenwelt betrachten, von welcher ihre Geschlechter nach entgegengesezten Richtun-

gen hinlaufen, deren gegenseitiges Äußerstes wir in der Harfe und in der Violine als dem vollkommensten Weiblichen und Männlichen im Geschlecht der Saiteninstrumente, anerkennen. Bedeutsam vereint daher die Lyra noch das Spiel des Plectrums und der Hand, welches getheilt, in der Harfe und Violine in seiner höchsten Virtuosität und Umfänglichkeit erscheint.

Die Orgel ist gleichsam eine Dynamik aller Instrumente, der Kapellmeister, die Symphonie unter den Instrumenten, das Symbol der Harmonie, vom Geiste der Musik welchen die Andacht unter der süßen Gestalt einer Heiligen verehrt, dem erhabenen Amte des Kirchendienstes geweiht, weil sie, gleich der Kirche und dem Glauben, alles umfaßen und alles in allem seyn will. Mit höherer Fülle und Ausdauer strebt sie den kräftigen Hauch der Blasinstrumente zu besizen; sie leitet ihn massenweise in ihre künstlichen Lungenwerkzeuge herein, aber jenes schöpferische Herausströmen aus innen

erscheint hier nur als Meisterstück der Mechanik, ohne eigenthümliche Schöpferkraft. Die Grundzüge dieses so herrlich und kunstreich zusammengesezten Baues, dieses großen Maschinenwerks der Musik, das von der Hand eines und der Handreichung weniger andern Menschen in erschütternde Bewegung versezt wird — sind keine andern, als die einfache Gestalt der alten Panpfeifen und des Dudelsacks. — Das Clavier ist eine Art Mikrokosmus der Orgel, mit Saiten und Klangboden ausgeführt. Das Pianoforte will dieses Streben nach den umfassenden Toncharacteren der Orgel weitertreiben, es fehlt ihm aber das eigentlich Schöpferische und Schwellende im Klang, man muß es als eine Art Buch unter den Instrumenten betrachten, aus welchem sich die musikalischen Gedanken deutlich und angenehm lesen lassen, das eine sehr bequeme Form hat und darum für Componisten und Dilettanten immer aufgeschlagen ist. Man liest zum Genuß, und zur Übung in den musikalischen Chiffern, für sich

darin, und liest daraus vor, um seine Fertigkeit, seine Gewandheit, seinen Geschmack und seinen Wohllaut zu zeigen, oder um anderen gesprächsweise einen musikalischen Gedanken und die Ergötzung an demselben mitzutheilen. Es ist so auch auszüglichen Übersetzungen von Tonstücken größerer und mehrerer Instrumente &c. geweiht, und überträgt Ouvertüren, Synfonien, u. s. w. nach ihren Hauptgedanken auf eine angenehme Weise. Das Pianoforte gleicht einer geistreich und vielfach gebildeten Person, die aber keine Productionsgabe hat. Eine selbstständigere Steigerung des Claviers, welche mehr das Streben nach Erreichung der Orgel im Kleinen aufgegeben hat und dagegen einen reinen, bestimmten, durchgreifenden Silberton erhielt, ist der Flügel. Geringer Modulationen im Klange fähig, ist er dagegen wie ein gerades, reines, wahres Herz, das seine Stimme wie ein Gewissen unveränderlich hindurchhören läßt, und so ist er würdig geworden, unter der Hand des Kapellmeisters die Aus-

führungen des Orchesters bei der Oper zu leiten, wie uns der lautere schlichte Sinn mit reiner Hand durch die Irrgewinde dieses Lebens führt.

Die Harmonika ist aus der Region der Saiten geschieden; das Glas ist ein selbstständigerer Ausdruck der Sonne, und die Cirkelform der ineinandergewundenen Gläser steht in einem ähnlichen Verhältniß zu den gradlinichten Saiten (bei den Blasinstrumenten ist die runde Form der Mündungen von ähnlicher Bedeutung); im Stahl erscheint das fester und gediegener, was in den Saiten der Berührung nachgiebt; der verschmelzende Tastenzug naht sich in leisester Feinheit dem schwellenden Hauch, dem innersten Geiste der Musik, doch ist die Näherung beschränkt, und eben die Anstrengung, mit welcher die Klänge dem härteren Stoff entlockt werden, erschüttert uns beim Spiel der Harmonica die Nerven. Die Harmonica kommt mir wie eine schmerzliche Magnetisation vor, noch nicht durch unmittelbare Berührung, sondern durch

Stäbe ꝛc. Der Klang wird (wie gegen den Faden) vom Stahl oder Glas losgezogen, die ihn unter Klagen freigeben, wie der Körper die Seele, wenn sie ihn verlassen will. Wir empfinden daher bei diesen Tönen, beim Andrang des Höheren und überirdischen, das Irdische in seinem Widerstand mit doppelter Macht, und hierin liegt das noch Unbefriedigende und einseitig Anregende dieser zarten Instrumente der Seele. Ihr innerster Character ist heilige Wehmuth der Sehnsucht und des Glaubens, Hinüberstreben, — durch zu schmerzliche Einwirkung jenes Widerstands auf die Sinnen, geht aber diese Wehmuth für uns leicht in Traurigkeit und Melancholie über. Übergangsinstrumente möchte man diese ganze Gattung nennen. Indem sie die Saiten und Tasten zu verlassen streben und gleichsam mit schwellendem Liebeshauch an die unsichtbaren Saiten der Geisterwelt rühren, mit denen unsere Nerven geheimnißvoll verbunden sind — erheben sie sich zwar, aber die frühere selbst-

ständigere Vollendung löst sich eben damit auf, sie sind musikalische Erweckte, Kranke, deren Seele reiner durch den zerstörten Körper hervorleuchtet, — zur Herstellung eines neuen, höheren Verhältnisses zwischen ihrem Streben und seiner Darstellung fehlt noch eine Schwingung! Ist der Magnetismus nicht in demselben Falle, und ist überhaupt dieser nicht mit der Harmonica und deren Behandlung sehr verwandt? — Das von Kaufmann erfundene Harmonichord hat durch größere Biegsamkeit, eigenthümlichere Kraft, reichere Fülle der Darstellung, manche Vorzüge vor der Harmonica. Seine Bässe haben eine mächtige und tiefsinnige Schwingung; der Discant ist der Fröhlichkeit einer Schallmei fähig. Es mag die Orgel unter dem Geschlechte der Harmoniken heißen, so weit sie bis jezt gediehen sind.

Derselbe Geist, der das große Uhrwerk der Musik, die Orgel, erbaute, ist auf dem Wege der berechnenden Mechanik noch zu andern höchst wunderbaren und entzückenden

musikalischen Resultaten gekommen, das Geschlecht der Flötenuhren reiht sich hier an das der Orgel an. (Wasserorgeln der Alten.) Die Flötenuhren verhalten sich zu den Uhren, wie Fantasie mit Verstand zum blo-ßen Verstande. Sie erinnern wirklich an Zauberei und daß der Mensch in seinen künstlichen Werken eine Art Zauberer ist; wie in einem ächten Mährchen, wie in dem Mährchen der Natur selbst, vereint sich die bis ins Allersubtilste gehende Berechnung der Zahl mit dem Fantastischen und Musikalischen. Man glaubt die Ziffern und Zifferchen, in einem kristallenen Haus, in Tanzbewegung zu erblicken und sie mit der größten Pünktlichkeit ihre gegenseitigen Verhältnisse beobachten und die reizendsten Figuren aufführen zu sehn. Ein Rad und eine Walze ist der magische Kreis und Stab, durch die ihnen der Wille des Künstlers gebeut. Hier sieht man wahrhaft ein Rechnungsexempel in Musik gesetzt, comme un papier de musique. Man meint

in die Werkstatt eines Tausendkünstlers zu treten der sich verborgen hat, seine Wundergeräthe sich auf ihre Hand in Bewegung setzen und einander die eingeübten Zauberformeln zuflüstern zu hören. Ein kindischer Schauer ergreift uns, wenn wir uns von ihnen in überraschenden Sprachen angeredet finden, es ist als ob etwas Gesprochenes zu sprechen anfinge, — und kurz, das mährchen- und zauberhafte Gefühl verläßt uns in der Wohnung eines solchen Mechanikers nicht, den seine musikalischen Uhren unter mannichfaltigen Gestalten umgeben, die alle seinem Winke aufs pünktlichste gehorchen. — Flötenuhren verhalten sich zu den Instrumenten und dem Spiel derselben, das sie täuschend nachahmen, wie Hautelissetapeten zu den Originalen herrlicher Bilder. Man bewundert die menschliche Zauberhaftigkeit — und sie haben von dieser Seite das höchste Interesse, wie alle Fabriken, alle Maschinen und großen Werke aus der berechnenden Kraft des menschlichen

Geistes hervorgegangen — die Kenntniß und der Calcül der Dynamik hat von ihnen vielen Gewinn, und immer mehr Bereicherung zu erwarten: was aber die Kunst selbst betrifft, so lobt man sich den schöpferischen Hauch und die eigenthümliche Schwingung der Instrumente, wie die Arbeit der Menschenhand, bis einst in einer verklärteren Verfassung des Menschengeschlechts diese Maschinenarbeiten vielleicht im Größten getrieben werden, weil die menschlichen Kräfte, für höhere Geschäfte reif, für den bisherigen Betrieb nicht mehr Zeit haben.

Aber von einer andern Seite rückt das Streben nach dem Ziel der Instrumente, in demselben fort. Die Hand des Menschen, die Lenkerin der Saiten, die Bogenführerin, die Beherrscherin der Tasten, ordnet sich dem höheren Hauche der Brust unter, im unmittelbaren Sinn begeistert werden die Instrumente, höher und höher durchlaufen sie ähnliche Leitern des Strebens, als wir an den Saiteninstrumenten ahneten, vollkomm-

ner und immer vollkommner erhalten sie sich in der freieren Region, im Äther des Lebens, im Reich der Geister, der Liebe, dem alle Sehnsucht und alle Klage zuwill, bis sie dem Heiligsten der Musik, dem, was die Stimme des Menschen andeutet, sich nahen.

Parallel mit einer ähnlichen Reihe von Saiteninstrumenten, laufen wohl die unvollkommenern Blasinstrumente, die Pfeifchen, Flageolets, mit ihrem noch schneidenden Ton, der sich höher hinauf in den Blasinstrumenten verliert, und nur noch einmal in höherer Ordnung in der Trompete wiederkehrt, bis er sich in der Posaune in höchster Erhabenheit vertieft und aushallt. Wie das Leben mit der Kindheit, so beginnt ohne Zweifel diese Ordnung von Instrumenten mit der einfachen Rohrpfeife und ihren Hirtengeschwistern, die einem Naturlaut und der Nachahmung seines Instruments ihre Entstehung verdankte — und daher die Erfindung des Pan genannt wurde.

Die Flöte ist das Instrument des süßen irdischen Verlangens, des Hinschmachtens und Hinsterbens in einer Lust, die dem Verlangen doch nicht genügt, daher umfließt uns eine wollüstige Wehmuth in den Flötenklängen, das Verlangen möchte sich zur Sehnsucht verklären, und die Lust umfängt es wieder in lieblichen Wellen und gießt selbst in die Schmerzlichkeit dieses Ringens eine verborgene Wollust. Die Flöte mußte das Instrument der alten Welt seyn, deren tiefere Empfindungsweise es so ganz besizt, an ihren Gräbern selbst mußte es ertönen, und es ist ein herrlicher Zug von Tizian, daß er seiner Venus (auf der Dresdner Gallerie) die Flöte nachläßig in die Hand giebt. — Die Nachtigall ist die Flöte des Frühlings; Wehmuth irdischer Liebe ist ihr Character, sie ist ein süßes Moll im Wohllaute des Frühlings. Der Persische Nachtigalllaut: Gülgül, drückt diese Verwandschaft mit der weichen Flöte aus; der Ansatz auf derselben, die schmelzenden Laufer haben diesen Ton. Die

Liebe der Nachtigall zur Rose in der persischen Poesie ist elegisch: das Verlangen liebt das Vergängliche und klagt, daß es vergänglich ist und doch Gegenstand ewiger Liebe, in hinreissenden Tönen. — Die Flöte und die Harfe, deren Geist die Sehnsucht nach dem Unvergänglichen, hinweg von der Spannung des Irdischen ist, gegen dessen Widerstand sie ringt, stehn im umgekehrten Verhältniß, und ihre Vermischung bewirkt daher ein schönes harmonisches Tongebild.

Lieblich wie dieses Instrument selbst, wird die Clarinette schon durch ihren Namen bezeichnet: denn sie ist klar und nett. In ihr möchte man Seelenfrieden, kindliche Munterkeit, Klarheit des Wesens und süße Fülle des Herzens unterscheiden. Ein so liebenswürdiger Character muß Freude und Genügen um sich her verbreiten; die Empfindungen reihen sich zum Tanz in dem goldenen Sonnenscheine, der von ihr ausgeht. Ihr Ton ist das herzige, himmelblaue Vergißmeinnicht unter den Klängen. In der

Clarinette athmet ein vom Schmerze genesenes Leben, reines Wohlseyn, innerer klarer Himmel: die Liebeskrankheit, der süße Wahnsinn der Flöte ist geheilt. Wie die süße sanftmüthige Schalmei rührend aus den goldenen Auen der Kindheit herübertönt, so klingt in der Clarinette ein zweiter idyllischer Zustand durch die Seele, der Zustand einer herzlichen, warmen, treuen Vereinigung, inniger Beruhigung, heitern Erwachens von schweren, trübsinnigen Träumen.

Die Trompete ruft freudig die stolze Ahnung einer königlichen, heroischen Abkunft im Menschen auf, sie ernennt ihn zum Besieger der Welt, flammendes frisches Morgenroth zuckt als Diadem um seine Stirn, und der kecke Blitz der herrlichen Klänge schreitet vor ihm, seine Schritte heben sich und folgen, er fühlt ein Leben von ewigher und verachtet den Tod.

Aber aller Schmerz und alle Sehnsucht, alle Lust und alle Liebe in der Sprache der Musik, redet im einfachen Worte des Wald-

horns; das Herz geräth bei seinen Tönen in wunderbare Bewegung, der Klang seines dunkeln Sehnens, seines ewigen Leides, seines innerlichen Erzitterns für Liebe ist frei beworden aus seinen Banden und sinkt in die Arme des Geliebten. Das Waldhorn ist die Stimme der Ferne, der ewigen Nähe, ein rührender Ruf, bei dem uns das Gefühl der unendlichen Liebe durchströmt. Das Herz in seiner Fülle, (das Herz ist am vollsten, wenn es im Einfachsten das Höchste empfindet —) die Menschenstimme im Laut ihrer Rede, finden sich im Waldhorn wieder. Nachdem die gerade Linie in der Form der anderen Blasinstrumente nach manchen Biegungen und Krümmungen gestrebt hatte, schließt sie sich hier zur heiligen Cirkelfigur, und schon dies könnte die hohe Stelle andeuten, die dies Instrument unter den Organen der Klangwelt einnimmt. Es ist fast ein Symbol des Ausgangs aus sich und des Rückgangs in sich selbst; es erinnert in seiner Gestalt an die Windungen der Werkzeuge des Gehörs —:

es ist Mund und Ohr, und der geschlossene Cirkel deutet das Sehnen nach dem Sichtbarwerden des Centralpunktes, des Auges, an — er wird in der Musik als ihr innerstes Urwort, in ihren innigsten Klängen, nicht gesehn, aber empfunden, und das Waldhorn ist das eigentliche Instrument dieses Gefühls. Nicht die zusammengesetztesten, nicht die umfänglichsten Instrumente dieser Art sind dem Ideale der Musik am nächsten. Es ist tief in der Seele des Menschen und der Musik gegründet, daß ihn einfache Töne und Gesangsweisen, z. B. die wenigen Klänge des Waldhorns, die Melodie des Stabat mater, ewig am meisten in seinem ganzen Wesen durchdringen; sie sind gleichsam Anfang und Ende aller irdischen Musik, das Höchste aus dem sie kommt und in das sie heimkehrt, daher auch die Seligkeit die das Verhallen dieser einfachen Allsprache noch hinter sich zurückläßt.

Im Menschen könnte man den Gegensatz der Saiten- und Blasinstrumente in einem

andern Gegensatz seiner Stimme wiederfinden. Der redende Mensch ließe sich mit dem Saiteninstrumente vergleichen, das Höhere, Unaussprechliche gäbe der singende (wohin auch der dichtende, überhaupt der von einem begeisterten Rhythmus ergriffene gehörte) kund. Der höchste Gesang ist der wortlose. Es ist ein Hauch, der den Mund aufthut, um ein Wort auszusprechen, das von den Sinnen nicht vernommen wird, das aber unser Inneres als eine höhere Kraft empfindet, weil es durch dasselbe so durch alle seine Tiefen bewegt wird. Wir fühlen daher auch beim Gesange, schon bei der Oper, besonders aber bei der Kirchenmusik, wenig Bedürfniß die Worte zu verstehn.

Gleich den untersten Saiteninstrumenten, hebt die Sprache des Menschen mit dumpfen Lallen, mit sehnsuchts- und klanglosen Greifen und Langen an, und sie verklärt sich in hohen Augenblicken des menschlichen Gemüthes, bei harmonischer Ausbildung des Innern, im Augenblick der Liebe, der Begei-

sterung, des Sterbens, bis zur leisen Musik eines rührenden Gesangs. Und entgegengesezt sind die untersten Vereinzelungen des Gesanges dem Zwitschern des Sperlings, dem Gellen des Flageolets ähnlich, und stehen tiefer als der articulierte Klang der menschlichen Rede; sie sind gleichsam zum zweitenmal neugeborne, die auf einer höheren Stufe die alte Ordnung durchlaufen. In der ersten Kindheit sind Sprache und Gesang Eine und dieselbe unvollkommene Äußerung; eben so läßt sich die Wiedervereinigung beider als Höchstes und Vollendetes denken. Die Sprache soll nicht als Arie oder Recitativ abgesungen werden; die Melodie der Rede geht aus innerer Harmonie hervor und die liebenswürdigsten der Menschen haben den Vorzug dieser Gabe. Es ist durchaus nichts obenhin gesagtes, wenn der Dichter die Stimme der Person, die er schildert, mit der Flöte, dem Waldhorn, 2c. vergleicht; es giebt gewiß keine Stimme, die nicht mit einem Instrument, vom Hackebret

und der Trommel bis zur Harfe und dem Waldhorn accordierten, und je schöner der Accord in seinem Bestandtheil ist, desto inniger ist die Versöhnung von Sprache und Gesang.

So hat der Klang, der die Himmel erfüllt, der Gottes Athem ist, und alles zum seligen Leben erweckt, tief und stumm unten gelegen am Boden der gesunkenen Welt, von deren ursprünglichen Figuren er unzertrennlich war, wie von der Blume der Duft. Zum Schweigen zwang ihn die irdische Befangenheit, und die Menschen erkoren das mühselige Loos, sich dem harmonischen Verständniß das der Welt verloren gegangen war, von unten auf wieder zu nähern. Tiefen Schlafs konnte sich der Ton nicht erwehren im Metall und Gestein, das noch von keiner Außenwelt erregt wurde; lange schlief er noch dort, und aller Orten im Verborgenen, während die Elemente braußten und sangen, die Vögel ihre Töne schwangen, die Rede des Menschen — vielleicht

zuerst noch als Gesang — auf Erden wandelte. Nur allmählig wacht' er auf, und erfand die ersten besten Mittel, dem Menschen sein Daseyn kund zu thun und ihn um Befreiung anzusprechen; im Rohr, im Gestein, in der prasselnden Flamme, im hervorblinkenden Erz vernahm der Mensch die lockenden Stimmchen. Die Pauken, die Trommeln, die Becken und Triangel, die Glockenspiele, erzählen uns die Sagen von den ersten Befreiungsversuchen der gefangenen Töne, und das Brummeisen erinnert an die erste künstliche Auffassung dieser Stimmen von dem Menschen; er brachte sie zuerst, wie das Kind mit allem thut, zum Munde, denn er erwartete von da heraus den Namen für alles was ihm äußerlich vorkam, als von einem in ihn gesezten höheren Geiste, der Gottes war. Idyllisches Lallen, dann idyllischer Gesang, war vielleicht die ganze Kunst der jungen Menschheit, sie wußte nicht, sie schöpfte im beschaulichen Vertrauen, sie gab und nahm noch nicht,

sie empfieng und ließ; bis sich im Schmerze die Sehnsucht höher und höher entfaltete; da wurden allmählig die Naturlaute in Instrumenten festgehalten von der Beobachtung, Ahnung und Begeisterung des Menschen. Sie ordneten sich auf den Instrumenten in Reihen und Geschlechter, und der Mensch, zuerst wie sie ein höherer Ton, verborgen in den Schooß einer fremden Natur, beherrschte mehr und mehr das Reich der Töne und legte das ganze Geheimniß seines Wesens in sie hinein, von ihnen das wunderbare Räthsel, in Äther aufgelöst, wiederzuempfangen. Es ist darum keine bloße Laune oder Fantasie, die mannichfaltigen Zustände, Stimmungen und Eigenschaften der Menschen in den Instrumenten wiederaufzusuchen und in ihnen zu ordnen; denn ein göttlicher Geist hat dem Menschen dieses Streben nach melodischer Selbstbeschauung eingegeben (wie sich Gott im Werde! seines Worts erkennen wollte), und dem nachsinnenden Beobachter wird gewiß bald ein tie-

ferer Grund aller der Ähnlichkeiten und Verwandschaften begegnen, die uns an ihnen auffallen. Wer kann läugnen, daß in der Harfe auch nicht ein Zug von jener Ironie liegt, die man am Violoncell nicht verkennen kann? daß uns im süßen Fagott oft eine Ironie der Natur über ihre eigene Klage in der Flöte anzureden scheint, und daß das Waldhorn jenen beiden Stimmungen eine höhere Richtung zu ihrem Centro geben will? Möchte sich jenes Tausendfache in der Menschenbrust dem liebevollen Willen des großen Componisten so harmonisch unterordnen, als sich die verschiedenen Instrumente, wie die einzelnen Töne in den Accorden, im einverstandenen Familienkreise des Concerts vernehmen lassen!

So wird der Mensch in seiner Liebe, Sehnsucht und Begeisterung der Schöpfer einer höheren Welt auf Erden, einer Athmosphäre der Freiheit mit der er diese Erde Flügeln gleich umgiebt, und zu der alles, was in ihm gut und rein ist, emporsteigt:

und durch dieselbe erzeugt er in sich das alte Sehnen und den Blick in jene Welt, der er von ewigher angehört.

Du aber bist der Geist seiner Sehnsucht, hohe, heilige Poesie! ewige Ahnung der Welt. Vielfach ist ihm deine Sprache zur Hieroglyphe worden, die er nicht mehr lesen kann; vielfach verworren sind seine Sprachen, betäubend und einander selbst unverständlich; du aber hast dir ein reineres Sprachorgan gebildet, eine Sprache, die dich durch die Welt wiederhallt, die alle Herzen ergreift, in der ewige Gesetze geschrieben sind und in welcher höhere Genien sich unterreden; diese Geistersprache ist Musik.

Fragmente über den Tanz.

Wohl ist des Tanzes tiefe Bedeutung seit langer Zeit nicht tief erkannt worden. Herrlich und fast unerschöpflich ist der Sinn der gewöhnlichsten Tänze. So tiefsinnig, einfach und unendlich aber, wie der ächt

deutsche Walzer, ist keiner. In ihm ist die Verschlingung der individuellen Liebe mit der allgemeinen so wunderbar, so herrlich; er ist der Himmel mit seinen schwebenden Sternen, kreisend um das Centrum der Harmonie. In vielen anderen Tänzen redet die Liebe zu dem erwählten Gegenstande, die Wehmuth, die Sehnsucht, die Allgemeinheit, in reizenden Sprachen; keiner vereinigt die besondere und die allgemeine Liebe so innig, wie der Walzer, in keinem herrlicher schwebt die vollendetste Figur der Welt, die Kreisfigur, von jedem einzelnen Paare und von der Schwingung aller harmonisch dargestellt. Er schließt sich wahrhaft an jene heiligen Reigen des Alterthums an, welche eine geweihte Sternenfeier waren. Vielleicht ist es nicht zu viel behauptet, wenn man annimmt, daß man aus der Art der Tänze jedes Volks, seine Weltanschauung abnehmen könnte, und bedeutsam weist jene alte Sitte des Volks, mit einer Gesangweise die Tanzmelodie anzugeben, auf den gemeinschaftlichen Ursprung

der Volkspoesie und des Volkstanzes zurück. Wie das Volkslied und die Volkfeste aus vielen unserer Gegenden, wie die Farben aus der Tracht, so hat sich vielfach der wahre dichterische Sinn aus dem Tanze verloren; und nachdem man des Allongenperückengesichts der Menuetten, des Schlürfens und Schleifens der Polonoisen überdrüßig war, wurden die Tänze in neuester Zeit zur Parforçejagd, bei welcher Jäger und Jägerin sich selbst zu Tode hetzen, die zarten fröhlichen Blüthen im Sturm der Töne verbleichend hinflattern, und ihrer Zierde beraubt, welk, am Mutterstamme hinsinken und langsam den schmachtenden Geist verhauchen. Wohl hat dieser rasche kometenartige Tanz, diese verzehrende Flamme, den entzückenden Sinn der Leidenschaft, wie des leichten, geisterartigen Fluges; aber jenes sanfte Schweben das wie ein mildes Licht in süßer Ruhe hingleitet, gleicht dem Wesen der Sonne selbst, und bildet die Mitte des Tanzes, dieser w a h r h a f t seelenvollen Kunst der menschlichen Natur, die sich in

ihr so ganz als Wellenspiegel des Universums zeigt. Der gravitätische Tanz ist gleichsam der Baß, der rasche Tanz der Discant dieser Kunstschwingung, und ihre ausdrucksvolle, lebenerfüllteste Mitte, die Wellenlinie um den Äquator des Tanzes, welche in weichen angenehmen Kreisen Himmel und Erde vermählt, ihr Tenor und Alt.

In dem eigentlich deutschen Tanz (wie lächerlich, daß wir ihn Allemande nennen!) ist der eigenthümliche Volksreigen mit seinen sinnvollen, sprechenden Bewegungen, gleichsam in die Poesie der Gebildeten übergegangen. Welche bedeutsame Grundfiguren beschreibt dieser Tanz; er beginnt mit dem Kreis, der großen Null, aus der sich alles entwickeln soll, dann tritt Quadrat, Kreuz, wohl auch Triangel hervor, es gestalten sich Pole und Seiten, reizend webt sich in der Kette (chaîne) der Wellenlinie schlankes Band und bereitet die volle Zusammenführung der holden Gegensätze vor, bis endlich aller Figuren vollendetste, die sphärische aus

der sich das Verhältniß jedes Einzelnen und seiner Wahlverwandschaft entwickelte, das aus ihr entfaltete Leben liebend vereint, und der Walzer oder Dreher (der lebendige, in sich selbst schwebende Kreis) jeden in der allgemeinen Schwingung, im Umfang der großen Liebe, mit seiner auserkorenen Liebe verbindet. So können uns die zusammengesezten Tänze überall die Mathematik in ihren eingreifendsten Geheimnissen, wie sie der Gestaltung der Welt zum Grunde liegen, lebendig machen, wie die künstlerischen Solo- und Zwei-Tänze uns die Psychologie der Leidenschaft als eine Grazie entschleiern, und entzückend ist in dem Tanze der Bund zwischen Seele, Mathematik und Musik, dessen Spiegel gleichsam der Körper wird, nicht ein solcher Spiegel wie die Tafel, auf welcher der Maler die Welt wiederstralen läßt, sondern ein hinquellender, unaufhörlich abwechselnder Spiegel, wie die spielende Welle in Sonne, Schatten, Mond und Luft, die mannichfach sie und jeden Gegen-

stand, der sich in ihr abspiegelt, beleuchten und bewegen.

Der Tanz, die leichtfüßigste der Künste, schwebt wie die hohen Gipfelmassen der Erde, in Wellen über ihr und strebt wie die Berge, zum Himmel. Die Berge sind versteinerte Tänzer. Der Tanz macht die Menschenkörper zu Wellen eines klaren, durchsichtigen Elements von Lust und Liebe, das zugleich Wasser, Feuer, Luft zu seyn scheint und worin die Erde als Insel der Seligen schwimmt. Die Musik scheint nur das Bewußtseyn jener Melodie des Lebens, in welcher beim Tanze Leib und Seele ihren Einklang offenbaren. Das eigentliche Kunstwerk der Tanzkunst, das Ballet, ist das Mährchen, oder vielmehr die Mythe der Tanzkunst, vom Himmel steigend und zum Himmel schwebend, oder in lieblichen Scherzen, holder Wehmuth das Leben der Erde in eine schwebende Melodie verwandelnd; auch spielt es die Rolle des Philosophen in der Tanzkunst, und bewahrt ihre eigentliche Metaphysik.

So selten als der Tanz selbst, ist auch die Tiefe oder vielmehr die kindliche selige Höhe der Tanzmusik verstanden worden. Sie reiht sich in ihrem seligsten Wesen an die wenigen Klänge des Waldhorns, an die Melodien der Blasinstrumente überhaupt, und der Guitarren, an die Blumen- Kinder- und Sonnenwelt, an die Blüthenaugenblicke der Liebe und Freude, an die Lüfte und Wellenspiele des Frühlings, an die Strale des Weines und der Edelsteine, an alles Süße und Flüchtige, was in dieser Welt wie ein Kuß himmlischer Wesen an uns vorüberbebt. Sie hat, wie die Musik überhaupt, und wie die Instrumente, ihre Peripherie und ihr Centrum, das ewig anzieht und im Mittelpunkt aller Empfindung steht. Ihr Umfang berührt alle Sphären der musikalischen Seelenstimmung; sie greift in das Kriegerische wie in das Sanfte, in die Saiten des Schmerzes, der Sehnsucht, der Andacht ein, sie wird von Wahnsinn, von Stolz, von Schwärmerei, von Ausgelassenheit, von Launen, von Humor, von Todeslust ergriffen; sie weckt die seligen Accorde der Kindheit, der Liebe, des Friedens und der Unschuld, und hier ist sie in ihrem Centrum, nach welchem aller Tanz heimstrebt, denn sein Ziel ist überall, lieblich zu

ringen bis er den Frieden findet, aufzublühen in schöner Leidenschaft und Begeisterung, bis er der Liebe sonnige Frucht schwebend in den Armen hält.

So vereint sich im Tanz das Kindlichste und das Höchste, in entzückender Harmonie, des Figurensinns luftigster Genius scheint hier geboren zu werden, und in der Wiege der goldenen Klänge der Harfen und Blasinstrumente zu schweben; für die Seele scheint der Tanz ein durchsichtiger anliegender Elfenschleier zu seyn, unter welchem verborgen, sich jede ihrer in Musik verklärten Bewegungen so reizend und verschmolzen zeigt, wie das Formenspiel der in Wasser gestellten Antike. Was wir hier Tanz nennen, wird dort in jenen ätherischen Regionen der Kunstheimath, des leichten schwebenden Lebens seliger Ausdruck seyn, wie das Denken der Seele zum klingenden Gesange werden wird, und die Sterne, die in Kränzen um unser Haupt tanzen, sie streben alle heim zu dem Ideale der ewigen Schwingung.

III.

Das Labyrinth.

(Politik.)

Staat, Geschichte, Kirche, Zeit.

I.

Der Staat ist eine uns angeborne Idee, die der wirkliche Staat zu erreichen streben soll. In dem höchsten Sinne sind Familie, Staat und Welt einerlei. Der Staat ist eine große Familie mit großen Familienschicksalen. Die philosophische Personalisirung des Staats ist eine allgemeine übereinkunft der Individuen, sich als Einen Menschen, Einen Willen betrachten zu wollen, in Haupt, Herz, Hand und übrige Glieder getheilt. Sie haben das Wort Staat als ein allgemeines Gewissen über sich gestellt, sie lassen sich von

dem regieren, was sie in sich selbst vereh=ren: vom Gesetz. So wie das Haupt von den übrigen Theilen als König anerkannt wird, ist auch die höhere Intelligenz oder Kraft zum Haupt im Staat erkoren. Die Gewerbe sind seine Hände, die ländlichen Stände sein Magen, die eigentlichen Beamten seine Ohren und Augen, die Gelehrten und Künstler sein Gehirn und Nervensystem, der Kriegerstand sein Muskelsystem, die Frauen sein Herz, u. s. w.

Wir sehen die tiefe Begründung der Staatsordnung aus der Allgemeinheit des Triebes nach derselben, welche sich im Familienleben der Pflanzen, im Thierreiche so vielfach, und besonders auffallend im Bienen= und Ameisenstaate (dem Bilde eines poetischen und eines prosaischen Staats) äußert. Dieser Trieb ist ein göttlicher Instinkt, er mag sich finden wo er will. Im Menschen erhebt er sich durch die Bestimmtheit, mit der er sich als Bedürfniß ausbildet, bis zur ahnungsvollen Anschauung der

himmlischen Verhältnisse. Höheren Wesen schrieb darum das tiefsinnige, wundervolle Alterthum die ersten Einrichtungen menschlicher Geselligkeit zu: bedeutsam läßt Ovid, von allen Himmelswesen, welche die Erde betreten hatten, die einzige Asträa ihr zurück. Der innerste Sinn jenes allgemeinen, im Menschen rationalisirten Triebes ist kein anderer, als unruhiges Verlangen nach Herstellung alter Freihet und Lebenssicherheit in Gott, nach Wiederkehr der göttlichen, goldenen Herrschaft der Welt; und alles Unglück, alle Verkehrtheit im Staate, rührt von dem Misverstehn, der Verirrung, und der eigenliebigen Unterdrückung dieses Triebes her; von der Kraftlosigkeit, worin der menschliche Zustand sich befindet, ohne ein höheres Mittel, diesen Trieb, den er in sich fühlt und der ihn unter andern zum beständigen Kritiker der bestehenden Staatsverhältnisse macht, zu seinem Ziele zu bringen. Gerade dies Gefühl der Ohnmacht reizt im Menschen ein stolzes Streben nach ir-

disch geschlossener Selbstständigkeit und Consequenz auf, und er will sich überreden, der Kräfte nicht zu bedürfen, deren er sich verlustig gemacht hat. Darum führt nur Demuth zum Glauben, nur Glauben zum alten Reiche der Liebe zurück. Alle Sehnsucht in den Menschen, bis hin zu der, welche ein Wahnsinn ist, alle Begeisterung, ist immer aus dem dunkel gefühlten Bedürfniß der Vermittelung entstanden, und jede Hingabe im Menschen, welche seinen eigenliebigen Stolz beugte, bewies, daß er zu jener Demuth gelangen könne, die ihm Befreiung von seinen eigenen Banden verhieß. — Der Anfang der Staaten beruht auf keinem förmlichen Vertrage, so wenig als der Anfang der Sprachen auf einer Grammatik. Jedes Leben entwickelt sein eigenes Gesetz, dies wird dann gesammelt und als Norm aufgestellt. Der Staat ist, wie alles Menschliche, durch den Trieb eines höheren Geistes im Menschen, der noch seinem Ursprung näher zugewendet war, entstanden. Die Fa=

milie ist immer noch das symbolische, vorbildende Idyll des Staats, auf höheren Ursprung und höhere Zukunft deutend. Die ersten Reiche waren große Familienvereine, auf Hirtenstand begründet; vielleicht erhob die höhere Erkenntniß der Gestirne den Begabtesten zum König. Er entwickelte allmählich, durch Anstöße von außen, den Character des Helden, des Ordnungsstifters, des Aussöhners. Die Mythen bewahren das Andenken dieser magischen Könige, dieser wahren Hirten der Völker. Unter ihrem Stab, unter dem Geschlechter und Heerden mit den Sternen weideten, feierte die Welt einen Traum goldener Zeit. Noch in den Erzählungen von den ersten hellenischen Königen finden wir Spuren dieses einfachen, majestätischen, väterlich-kindlichen Urcharacters der orientalischen Könige. Unser Staat riß sich allmählich aus diesen großen Familienvereinen zum selbstständigen Leben heraus; wie diese den Abglanz des alten Himmels zu bewahren strebten, wollte er, von Noth, Un-

ruhe und Verlangen getrieben, sich fester auf der Erde begründen und das heilig Formlose in irdischen Verhältnissen gestalten. Da knüpften sich die Sagen von einer silbernen und von einer eisernen Zeit an die kindlichen Wiegenlieder der Menschen. Das Ewige aber ließ sich nicht abschrecken, die Hülle einer irdischern Zeit zu tragen, es folgte ihnen und weißagte aus ihr eine heiligere Vergangenheit und eine ferne, schönere Zukunft. Da wurde der auf Gesetze gegründete Staat der Wohlthäter und Ordnungsstifter der verwilderten Menschen, hielt sie im Tiefer-Sinken auf und sollte sie wieder zu einem harmonischern Daseyn erheben. Der große Streit in der Bildungsgeschichte der Menschheit, ob die Menschheit mit höherer Cultur oder mit Thierheit und Wildheit begann, lößt sich auf ähnliche Art wie der Rangstreit des Eies und des Huhns. Wir müssen durchaus zwei Weltzustände annehmen, in deren Mitte die Verwilderung liegt.

Vieles im Staate muß man sich aus der Unmöglichkeit erklären, irdischerweise den tausendfachen Willen der sich entfremdeten Menschen zu Einem Willen zu machen. Die Basis der Gleichheit mußte daher verlassen werden, sollte irgend eine Ordnung unter den Menschen zu Stande kommen. So wie aber die Ungleichheit zugegeben war, eröffnete sich auch die unübersehbare und noch ungeschlossene Reihe unterdrückender Eingriffe und selbstvergeßner Unterwürfigkeit. Der Mensch wurde nur der Sclav eines mächtigern, weil er die alte Willenskraft vernachläßigt hatte, frei zu seyn. Knechte zeugten Knechte, die Kunde des alten Geschlechtes verdunkelte sich und erlosch, und so hat sich das Geschlecht der glebae adscriptorum über die Erde verbreitet, über dessen Abkunft und Rechte wir jezt nachzudenken anfingen. Man muß es auffassen, wie es geworden ist, es als bestandene Masse betrachten, der nicht durch plözliche Verflüchtigung vom verknorrten Stoff zum feinen Glase, sondern durch naturge-

mäße Entwickelung im Großen zu helfen ist. Sie muß in Masse religiös, arbeitsam, gehorsam, vaterländisch, treu, ehrlich, kräftig und lebenslustig seyn: so wird in ihr selbst der Stoff der herrlichen Veredelung gewonnen. Die Masse ist das menstruum des Staats. — Das Abhängigere, noch Ungebildete und Rohe im Staat muß als Basis vom Geiste der Herrschaft betrachtet werden. So verhält sich auch wieder das Land zur Stadt. Moralische und körperliche Gesundheit soll harmonisch zusammenwirken, und sich gegenseitig regeres Leben mittheilen. — Man muß den Staat, wie er ist, gleich unserm verendlichten Körper betrachten, für dessen Erhaltung, Ausbildung und Gesundheit man das Mögliche thut, weil er ein Boden des Ewigen ist. Es muß uns an Erhaltung der Staatsordnung so viel gelegen seyn, als an der Bewahrung unserer Gesundheit, unsere Gesundheit muß uns aber nur als Mittel zur Thätigkeit, zur Fortbildung, zum höheren Seelengenuß erscheinen, und

uns nie das Höchste und Glücklichste an sich selbst seyn.

Die Klagen über die mangelnde Freiheit im Staate u. s. w. reduciren sich ihrer tiefsten Wurzel nach auf die einfache Wahrheit, daß wir in uns selbst noch nicht im Zustande wahrer Freiheit sind, daß unser Zustand überhaupt von uns noch nicht ganz verstanden wurde, und daß ohne Beschränkung dessen was wir fälschlich Freiheit nennen — die Unordnung noch viel allgemeiner, das Ziel noch viel weiter hinausgerückt werden würde und die meisten wie losgelassene Wahnsinnige durcheinander rennen, oder gar nicht aus der schläfrigen Bequemlichkeit herauskommen würden, die überhaupt keine Tendenz hat, als ihr eigenes Pflanzenleben unaufhörlich wiederzukäuen.

Die wahre Staatskunst ist Erziehungskunst. Der Lehrer soll kein Töpfer seyn, der den weichen Thon nach seinen Fingern modelt, sondern er geht davon aus, daß man dem, was sich bilden soll, nur Mittel und

Wege an die Hand geben, und die entstehende Thätigkeit mehr mit dem Auge der Weisheit als mit sichtbarer Hand leiten muß. Nur bei einer erbärmlichen Puppenkomödie kommen die Finger des Lenkens immer zum Vorschein, und das Gastmahl ist das schönste, bei welchem niemand die Anordnungen der Hausfrau vernimmt. So ist auch gewiß der der vollkommenere Staat, dessen Gesetze man in der harmonischen Selbstthätigkeit seiner Mitglieder erblickt, und das die höhere Staatsweisheit, welche sich wie der still lenkende, erfahrene Vater zu herangewachsnen, vertrauenden Söhnen verhält, wie überhaupt die Familie das schönste Symbol gegenseitiger, freiwilliger Hingabe und Abhängigkeit bewahrt, ohne welche es nicht Freiheit, nicht Glück noch Ordnung im Staate giebt. Je inniger sich das republikanische und das monarchische Prinzip in einem Staate unzertrennlich verschmolzen haben, je näher steht er der Vollkommenheit. Wie zur Ehe Mann und Frau gehören, so gehört der Bund der repub-

likanischen und monarchischen Form zum Glück des Staats. — Das Gesetz wird in der Thätigkeit der Einzelnen lebendig, sie realisieren in gemeinschaftlichen, tactmäßigen Schwingungen Eine Idee, zu deren sichtbaren Darsteller sie die Ehrwürdigkeit einer Obrigkeit, eines Königs ernennen, in dem sie den Adel ihres Ideals mit unerschütterlicher Ehrfurcht erblikken. Diese Ehrfurcht ist es, welche den Thron der Fürsten mit seinem unwiderstehlichen Glanz umgiebt.

Der König ist der die Individualität des Staats, die Heiligkeit des Gesetzes, die Gemeinschaftlichkeit des einzelnen Willens, mystificierende Mensch; das Symbol dessen, wofür wir in uns selbst die höchste Achtung haben. Darum die unaufhaltsame Ehrerbietung für die Majestät, die jedem guten und moralischen Menschen natürlich ist. Man würde sich selbst nicht mehr achten, wenn man dies geheiligte Symbol des Menschlichen verachtete. Man ehrt so gut sein Höchstes im Könige, als der römische Staat sich in

der Unverletzlichkeit seiner Bürger ehrte. Manchen Zeiten und Völkern sind die Könige als Vermittler zwischen dem menschlichen und dem göttlichen Wesen erschienen, daher ihre Vergötterung, ihre Versetzung unter die Sterne, die Heilighaltung ihrer Leichname, daher auch jener alte Priesterstand der frühen Könige (Melchisedek.) Die Majestät hat etwas Göttliches und Mystisches in sich, was kein Republikaner hinwegzuspotten vermag, weil sie eine milde Vermenschlichung dessen ist, was er selbst unter anderer Gestalt verehrt. So waren in Rom die Consuln Gegenstände derselben Verehrung; man sah die begeisternde Idee der Republik, der gemeinsamen Macht, in ihnen mystificiert; darum giengen die Lictoren passend vor ihnen her, daß kein Vorbeigehender versäume, sich der tiefen Bedeutung und der eigenen Würde zu erinnern.

Das menschliche Wesen bedarf eines Centrums, das es anschaut und das sich in ihm spiegelt. Gott war von ewigher dies Cen=

trum und hat, seit die Menschen sich von seiner unmittelbaren Gemeinschaft entfernten, Könige zu Stellvertretern des verunsichtbarten Centrums gemacht. Länger als alle anderen Völker, begnadigte er das israelitische Volk durch seine unmittelbare Beherrschung, und ließ diesem Staate das trostreiche Ihm geweihte Abbild der ewigen Hierarchie, bis er, aus ihrem Sinne verdrängt, auch ihnen einen königlichen Stellvertreter salbte. — Der Anblick der Könige muß unser Herz zugleich mit hoher Freude und inniger Wehmuth durchbeben; ihre Nähe verkündet die symbolische Anwesenheit einer höheren Welt, aber zugleich sagt uns ihr Glanz schmerzlich, daß er nur ein matter Wiederstral der Sonne ist, die allen zugänglich war, daß unsere Könige nur so einzeln dastehn, weil uns die süße, alles verklärende Nähe des ewigen Königs und Seines Reichs, dessen kalter Schatten unser Staat ist — entzogen ward. Darum lockt es uns nach dem rührenden Glanze, unser Herz fliegt der Hoffnung einer Wieder-

kehr der alten Herrlichkeit entgegen, und die königliche Pracht und Würde blendet nur darum unsere Sinnen, weil sie diese in uns gegründete Erwartung nicht zu erfüllen vermag. — O man umstelle doch der Fürsten Herz und Auge nicht mit jenen Tapeten der erbärmlichen Zurückhaltung, die ihnen nichts vorwirken als kriechende Bilder oder eine arme Leere nur von dem Punkte ihres Ichs erhellt! Man gönne doch dem Fürsten das schönste und würdigste aller irdischen Gefühle, das der ächten Menschlichkeit, ohne das niemand religiös zu nennen ist; vergifte man ihn doch nicht mit dem unseligen Wahne, daß der aufhört ein Mensch zu seyn, der mit dem sterblichen Scheitel die Krone berührt. Er, der das Abbild der allgegenwärtigen Gottheit von sich ausstralen soll, er, der so oft der Sonne verglichen worden, sollte ihre gottverwandteste Eigenschaft, die Allzugänglichkeit und das Allumfassende, verschmähn? Glückliche Zeiten, wo ein deutscher Kaiser seine Stammburg noch sehen konnte und um-

gebende Ritter ihn erinerten, daß er ihres Gleichen war und daß der wahre Adel aus Einem, hohen, reinem Sinne besteht. Glückliche Zuversicht jenes ersten Herzogs von Wirtemberg, der in dem Schooße jedes seiner Unterthanen schlafen wollte! Nur durch solche Züge verbinden wir uns wieder mit dem Urleben der Menschheit im Morgen der Erde. Liebe und Achtung, Gegenliebe und Gegenachtung begründen das wahre Glück des Herrschens und des Dienens. Keiner herrscht wahrhaft, der nicht zugleich wahrhaft dient. Wie die Pflanzen das Angesicht der Sonne suchen, so blickt das Volk immer nach der Höhe hin. Das Göttliche der Menschheit soll im Fürsten für alle sichtbar werden, darum sehen alle zu ihm auf, und die wahre Glorie seiner Krone sind Stralen der Güte (d. h. des reinen Willens).

Die Entstehung des Priesterstandes als Kaste war eine Folge der Entfernung der Menschen von Gott, und zugleich das heilsame Mittel durch Wiederanknüpfung des

Verhältnisses mit ihm, zu ihm zurückzuführen. Die Menschen hatten das unmittelbare, kindliche Zutrauen zu Gott verloren, und entfernten sich von jenem schönen Zustand, wo jeder zugleich Familienvater, Hirt, Sternseher, Fürst und Priester war, wie wir dies noch bei den Patriarchen finden, in deren Leben überhaupt das frühere allgemeine sich noch erhielt. Vielleicht entstanden die ersten abgesonderten Priester zu der Zeit, als die Könige anfingen Eroberer zu werden, und den idyllischen, beschaulichen Zustand verließen. Die Kraft Gottes, welche die in ihm lebenden Menschen durchdrungen hatte, wurde ihnen nur durch vermittelnde, besonders dazu geweihte Menschen mitgetheilt. Der erste kindliche Glaube an Gottes Nähe wurde nun, damit doch nicht alles Kindliche den Menschen unterginge, auf unbedingten Glauben an die Gewalt, die Aussprüche, die Opfer, die Zeichen und Versöhnungen der Priester übergetragen. Noch immer bezeichnet eine große Ehrfurcht vor den Priestern.

und die Gewalt, der Einfluß, welchen diese haben, die Jugend der Völker. Die alte Herrschaft der Liebe war verschwunden, das Heilige mußte durch die Furcht herrschen, dies ist der Charakter aller Gottesdienste — es giebt nur Einen frohen, klaren, innigen Glauben, der von diesem Dienste der Furcht befreit und dessen wahre Priester die Rückkunft des Reichs der Liebe in die Herzen verkünden. Verwandelung des Dienstes der Furcht in den Dienst der Liebe, ist Überwindung des Heidenthums, des panischen Schreckens: und das entgegengesetzte Streben widerspricht dem Geist der Kirche, so vielfach es sich auch mit ihrem Namen geschmückt hat. Die Priester sind da, daß das Heilige herrsche, das Heilige ist nicht da, damit seine Priester herrschen! —

Das Patriarchalische erhält sich in dem Staate noch in der Achtung für Superiorität irgend einer Art, in der Achtung für die Stufenleiter der Verhältniße, alter Ämter; das Verhältniß des Untergebenen zum Höhern

sollte auf dieser Achtung, auf Alter und Jugend beruhen, und daher ein väterliches und liebevolles seyn.

So wie die Vereinigung aller Stände in den Individuen den Anfang der Entwicklung zum Staat bezeichnet (das patriarchalische Leben): so verkündigt sich da, wo sich die aus einander getretenen Stände wieder vermischen, das Ende der bisherigen Ordnung und eine neue Welt. Denselben Gang nimmt jedes Wesen der Dinge; es tritt aus dem allgemeinen Element individuell heraus, es wird selbstständig, es strebt wieder in den Bund des Allgemeinen mit erhöhtem und bleibendem Bewußtseyn zurück.

Auf ähnliche Weise, wie die Natur ihre Reiche und Gegenstände, vereinigt der Staat die mannichfaltigen Verschlingungen, des Lebens, Gewerbe, Handel, Künste, Stadt, häusliches und geselliges Wesen, Wissenschaft, tausendfache Charactere und Bestrebungen. Nur erst dem poetischen Geist, dem Sinne für das harmonische, verschmilzt alles zum großen

zusammenhängenden Ganzen, wird aus der nebeneinander bestehenden Mannigfaltigkeit Ein ineinandergreifendes Leben. Wo keine Poesie ist, fehlt auch jene mächtige Gegenwart des Ganzen, und alles, was gedacht und versucht, gebildet und gewirkt wird, zerfällt in Stückwerke und mühsame Vereinzelung. Der ächt poetische Staat kann nichts anderes als ein religiöser seyn. Auf dem Dreiklang Liebe, Religion und Poesie ruht jedes wahre Verhältniß.

Der Staat soll die Natur als Grundlage umfassen und ihr redender Geist seyn. Er ist der moralische, sie der physische Staat.

Wenn der Staat von diesem poetischen Sinn ergriffen ist, muß wie im Orient, im Norden und Mittelalter, in den Mährchen und Sagen von dorther, der Dichter seinen Platz und Rang haben, wie die andern Staatsbeamten. Er muß zugleich als Prophet des Lebens, als Sänger seiner Leiden und Genüsse, Philosoph seines Sinnes, als Bote des Himmels der seinen Willen und seine Liebe kund

thut, betrachtet werden. Das Sängergeschlecht schließt sich an die Priester an, und weiht mit ihnen das Leben. Der König bedarf ihrer Nähe. Dichter sind gleichsam Gesandte der Welt bei dem Staate.

Das republikanische Wesen symbolisirt sich von selbst in der Stadt, ihren Anordnungen und der Fülle ihres Betriebs. Die Stadt ist das Handelscomptoir des allgemeinen Verkehrs; sie ist das Gehirn des Staates. — Der Mensch baut das Land, die Stadt bebaut den Menschen. Eine Stadt ist das Siegeszeichen der menschlichen Cultur, und wer dem Gange der Weltbildung nachgeht, der muß sich dieser Zeichen erfreuen, welche die Herrschaft des Geistes über die dunkle, bewußtlose Naturgewalt, aus weiter Ferne mit leisen Glockenklängen und freundlich stralenden Lichtern verkünden. Bei den Klagen über städtische Umschloßenheit müßen wir nie vergessen, daß wir nur durch Entbehrungen und Beschränkungen zu einem besseren und freieren Zustande zurückgelangen können, und daß uns hienieden

alles als Pflanzschule und Erziehungsanstalt erscheinen muß, was höheren Geistes ist.

Eine Gegend in der man schwellende Seegel und rebenbekränzte Hügel erblickt, trägt das Zeichen eines frohen Strebens. Wir werden mit froh und wirksam gestimmt, wenn wir diese heitre, klare Harmonie zwischen dem Menschengeist und der Natur erblicken. Ein ähnliches Verständniß beider, als uns der dichtrische Kranz der Berge verkündet, offenbart sich auf entgegengesetzte Weise da, wo der Bergmann in der Tiefe der Berge seine Heimath erwählt; jenem neigt sich das Antliz, diesem der Busen der Natur.

Das Streben der Natur ist, Zahlen in Keime, Blüthen, Lebensformen zu verwandeln; das vielfache Streben der Menschen, das Lebendige in Zahlen zurückzubannen. Dieser entgegengesetzte Trieb zeigt sich besonders in der Ökonomie und in einer einseitigen sich selbst misverstehenden Staatswirthschaft und Politik, die in der Natur nur Factoren, in den Menschen Nullen zu be-

liebigen Summierungen und Hintanfügungen sieht.

Ein Land in Bezug auf die übrigen Länder ist ein einzelnes Blutgefäß des Welttheils. Die Länder sollen sich zu einem gemeinschaftlichen Centro verhalten, wie Adern zum Herzen, in ewig harmonischer Wechselwirkung. Nur so kann der ganze Lebensorganismus in Gang erhalten werden, dessen Gesundheit wir die goldene Zeit der Politik nennen wollen. Wir sehen nun sogleich, wenn diese gute Zeit eintreten kann. Sie wird sich einfinden, sobald es nirgends mehr eine Stockung giebt, sobald kein größer oder kleiner Gefäß mehr sein Blut zurückhalten, sondern der ganze Organismus in seinen verschiedenartigen Theilen einer gleichen, gesunden Circulation genießen wird. Die Selbstsucht wird immer ihr eigener Feind bleiben und niemals ihren wahren Vortheil, der mit dem Vortheil aller übrigen auf's innigste verbunden ist, einsehn. Sie wird nie begreifen daß jenes uralte Gleichniß von den uneinigen Gliedern, nicht blos auf einen Staat, sondern auf den

Staatenkörper insgemein anwendbar ist. Wer mit Ängstlichkeit und engen Herzens sein Kleines vor den Andern zu verwahren sucht, der wird das Große nie gewinnen. Diese eigennützigen Gegenseitigkeiten gleichen Zauberern, von denen keiner etwas ausrichtet, weil einer den andern hindert. Anstatt sich zu dem Zwecke, den alle wünschen, alle ertrachten, die Hand zu bieten, vernichten sie den Zweck durch die unsinnigen Mittel, und gleichen jenen Misgünstigen, denen ein Geist einen Schatz versprach, den sie nicht erheben, weil jeder ausschließlich graben wollte, um von den andern nicht übervortheilt zu werden. Jeder Geiz, der seinen alleinigen Vortheil sucht, übervortheilt sich selbst um das schöne, reiche, freie Leben, er ist sein eigener Betrüger, sein eigener Dieb. Das hohe Wort Politik ist entweiht worden. Die Weisheit hat sich von ihm gewendet und es der Klugheit überlassen. Klugheit verfährt blos negativ, und ist nimmermehr auf die einfachen, ächten Grundlagen des Menschlichen erbaut, die al-

lein Dauer versprechen können. Sie errichtet, wie unsere Zeit, wandelbare Häuser. — Nichts Irdisches vermag mehr, diesen Wahn der Selbstsucht, der sich in einem ewigen Kreise dreht, zu zerstören. Nur eine höhere Macht kann ihn lösen. Schon wird in vielen Einzelnen diese Hingabe der Selbstsucht in stillem Glauben erstrebt. Der so lang' verkannte und zu Verzauberungen gemisbrauchte Geist der Staaten hofft auf sie. Wir harren alle des Sichtbarwerdens Eines neuen Tempels.

Republik ist das Verhältniß, in welchem die Staaten gegen einander stehn sollen, ihr monarchisches Prinzip soll auf der gemeinschaftlichen religiösen Idee beruh'n. Wenn jene wahre hierarchische Macht, den sanftmütigen Hirtenstab des Friedens emporheben und anerkannt werden wird: dann wird man erst recht einsehn, wie leicht es von jeher war, sich zu vereinen und gemeinschaftlich zu bestehn, und auf welche tiefsinnige, einfache, große, Idee die Päbste und Jesuiten

ihren künstlichen und irdischen Bau gründeten. Wollte den Menschen nur einmal die einfachste aller Ideen klar werden, wollten sie nur einmal das selbstgewobne Netz ihrer Verwicklung mit einem ernsten Blick auf ihren Ursprung durchbrechen: überrascht von der plötzlichen Musik eines besseren Einklangs, würden sie über sich selbst erstaunen und auf dieser stillen Höhe der Liebe Hütten bauen wollen. Ein Kind vermöchte zu regieren — ein Kind würde dann auch wahrhaft den Staaten geboren, des Name Heiland heißt, und dem sich beugen sollen die Kniee aller, die im Himmel und auf Erden sind.

II.

Unermeßliche Schätze sind die Producte des Kriegs und des Handels. Beide haben viel Ähnliches mit einander, und wirken nur auf entgegengesetztem Wege an der Wiederzusammenbringung des Getrennten. Die sichtbaren Quellen beider sind Ungleichheit der

Producte, Monopole der Natur. Ihre Eigenschaften, Grausamkeit und Eigennutz, deuten die Verderblichkeit aller menschlichen Mittel zur Herstellung des Gleichgewichts an. Sie sind Kinder einer schmerzlichen Trennung, einer entarteten Verbindung, aber der Geist des Lebens verwandelt sie in die Diener einer seegensreichen Zerstörung und eines allgemeineren Vereins: sie sind in ihren Wirkungen, ohne es zu wissen oder zu wollen, religiös. Das was beide erringen, einer durch Besitz, der andere durch Zerstörung, deutet auf einen höheren Gewinn. Beide treibt Weltsinn durch die Räume, und theilt ihnen die anschaulichsten Erfahrungen mit. Der eine bringt durch Erschütterung, der andere durch sanfte Mittelglieder, entgegengesetzte und unverbundne Theile an einander. Krieg und Handel erzeugen einander gegenseitig, wie Tod und Leben in wechselseitigen Zeugungsverhältnissen stehn. Die Trennung der Menschenfamilie bevölkerte ferne Räume, und sobald die Isolation zu einiger Aus-

bildung gedieh, trieb der unruhige Geist die Menschen wieder ins Ferne, Krieg brachte sie aufs neue, aber einander unkenntlich, zusammen, sie theilten sich. Die Lust der Bedürfnisse mit, und der Handel verknüpfte die vereinzelten Theile immer vollständiger und bequemer mit der Welt. Es giebt kein glänzenderes Beispiel des Zusammenwirkens dieser beiden dynamischen Kräfte für ein allgemeines Resultat, als die Kreuzzüge.

Kann der Goldglanz von England und Amerika dem Handel die freundliche Würde und ächte Humanität wiedergeben, welche sein Character zu Zeiten der Hanse, der Medici, der Fugger war, denen man zum Theil die Begründung der modernen Zeit verdankt, die Wiederaufnahme des Alterthums, die Blüthe der Kunst, die Verschönerung der Städte, des Lebens froheren, gesicherten Genuß? Giebt es noch Groshändler in jenem schönen, wohlthuenden Sinne des alten Adels der Kaufmannschaft, welche würdig wären, von der Handlung zum Fürstenthrone gerufen zu wer-

den, wie jener ackernde edle Römer zum Steuerruder der Republik? Das Streben nach Gold um des Goldes willen, endigt unausbleiblich mit dem Schicksal jenes Königs, der in der vollen Gewährung seines unersättlichen Wunsches, seine Strafe fand.

In der Neigung des Menschen, das Schachspiel um keinen anderen Preis, als für den Ruhm, zu spielen, liegt etwas, was uns sehr an die tiefere Bedeutung des Kriegs erinnert, an den höheren und freudigern Sinn, den der Weltgeist an dieses Zeichen des Kriegszustands in dem wir hier immer mit uns selbst leben, knüpft. Wir führen Krieg, oft des Kampfpreises unbewußt, getrieben von Verhängnissen, Lagen und Regungen, die sich alle aus dem Verluste des Grundzustands und dem Rückstreben nach demselben entwickelten, und in dem dunkeln Gefühl eines höheren Preises liegt die Ahnung, daß für höhere Zwecke, als um Land und Streit zweier Könige, gekämpft wird. Was wir vor Augen sehen, ist immer das Ge-

ringste von dem, was wir einsehen sollen, und nur der Glaube an das ewig, unter tausend Offenbarungen anwesende Unsichtbare, erhebt zum Überblick der Welt und der Geschichte.

Eine dunkle Gewalt im eigenen Innern, hat die Menschen zu aller Zeit zum Krieg getrieben, und sie haben dieselbe häufig Verhängniß und Schicksal genannt. Die Völker waffnen ihre Söhne, die Söhne ziehen in den Krieg, und glauben für die Sache ihres Königs zu streiten, sei sie gerecht, sei sie es nicht, was fragen sie darnach? Sie wissen nicht, daß sie für die Welt kämpfen müssen, daß sie einem höheren Könige dienen, als dem ihrigen, und daß sie eben so gut die Sache ihrer Feinde verfechten, als diese die ihre. Eine entfernte Ahnung des höheren Verborgenen, der sorgenfreie Zug durch die Welt, der Anblick ihrer mannichfaltigen Güter und Waaren, der Glanz der Waffen und des Sieges, die Betäubung der eigenen Unruhe in einer allgemeinen, die

Gleichgültigkeit gegen einen sonst so gefürchteten Tod bei einem freiwilligen Losgehn auf das Gespenst, als wollte man ihm durch Fürchterlichkeit und Leichtsinn Schrecken einjagen, die Verherrlichung der eigenen Kräfte, der oft unermeßliche Erwerb durch ihre unerschrockene Anstrengung und ihr Bündniß — hat den Menschen Lust und Begeisterung zum Kriege mitgetheilt. Sie sollen aber zum Bewußtseyn seines Wesens gelangen, wie zum klaren Blick über Leben und Tod, den grausamen Wahnsinn ihrer empörten Natur von dem wahren Kriegsgeiste, dem hohen Triebe nach Befreiung und Läuterung, scheiden, den Krieg als eine Selbstvernichtung des Übels betrachten, und so von religiöser Begeisterung für das Opfer, für die Losreißung des Guten vom Bösen ergriffen werden! Aller Krieg ist Streben nach Befreiung eines eingeschlossenen Geistes: daher seine Erschütterungen, und der freudige Muth der Kämpfer. Aller Krieg soll zur Liebe führen. Blut soll fließen, damit man das gemeinsame Brü-

derblut erblicke und sich in die Arme falle, und endlich des Bluts gedenke, das schon längst zur Aussöhnung aller vergossen ist. Ein religiöser Krieg, Liebe zu Gott, Haß gegen das Übel, inniges Sehnen nach der Gewalt einer Umarmung, muß die Menschheit entflammen, den himmlischen Muth erneuen, die Menschen im Enthusiasmus in die Flammen stürzen, daß sie neugeboren hervorgehn. Enthusiasmus ist der Ursprung, das Herz, die Flamme eines solchen Krieges.

Die Menge kann nur allmählig für diese Ansicht vom Kriege reifen. Die sinnlichen Messen müssen im Krieg betrachtet und behandelt werden, wie im Staate. Die Disciplin soll eigentlich ein Befreiungswort enthalten. Das Bewußtseyn ist in Vielen erwacht, und verbreitet seine Funken, und die Flamme eines freien, selbstthätigen aufopfernden Willens, wird das mechanische Wesen verzehren. Dann erst, wenn es wie in alter Zeit, nichts als selbstständige und freie Streiter giebt, muß der Commandostab zum wah-

ren Zauberstabe werden. Nur diejenigen die im Kriege nur das Tödtende und Todte im Auge haben, ersannen sich das Mährchen, daß die Seele des Befehlshabers allein denken dürfe und alles übrige das Räderwerk einer Uhr sei, die nicht gehen solle, wenn sie nicht aufgezogen würde. Bei der wahren Herrschaft des Geistes im Kriegswesen, tritt die Stufenleiter, die Vertheilung nach dem Maaßstab des Willens und der Kraft, von selbst ein, ein jeder herrscht so weit, als er übersieht, und ein jeder ist so weit unterworfen, als er nicht übersieht: und alle Einsichtigen unterwerfen sich dem Feldherrn, weil einer die allgemeine Intelligenz repräsentieren muß. Wir halten alle diese Dinge so lange für unmöglich, als wir an die Unmöglichkeit der Unterdrückung der Selbstsucht durch einen wahrhaft freien Willen im Menschen glauben. Das Alterthum, weit mehr als wir auf das Sinnliche beschränkt, widerspricht uns mit tausend Stimmen. Man hat wohl recht, von christlichen Legio-

nen — o daß sie sich einmal dieses Namens erinnerten! — ungleich mehr zu fordern.

Die Menschen mit kriegerischem Triebe sind von vierfacher Art. Die erste Gattung ist Maschine, die weder nach Zweck, noch nach Ursache fragt, überhaupt nicht denkt oder fühlt, sondern schläft oder wüthet, ihrem Lenker um's Geld folgt, und höchstens die thierische Selbstthätigkeit der Rohheit übt, das Leben dem Thiere gleich als Pflanze frißt. Diese Söldlinge sind den Tyrannen immer geworden. Man füttert sie, damit sie schlagen, und sie schlagen, um gefüttert zu werden. Die zweite Gattung fragt eben so wenig um Zweck und Ursache, sie kämpft, um persönliche Eigenschaften zu entfalten, aus Ehrtrieb, aus stolzer Verachtung der Gefahr, aus Liebe zu allen Prachtstücken, aus Leichtsinn, aus abgöttischer Verehrung der sinnlichen Kraft, diese Kraft diene welchem Geist sie wolle. Die wahre Ehre beruht aber nicht auf einer solchen Kraft, sondern auf dem edlen Geiste, dem die Kraft

sich unterordnet, dem sie dient und durch welcher die menschliche Kraft über die thierische Kraft erhoben wird. Dieser Begriff von Ehre ist in unserer Zeit sehr oft und sogar von rechtlichen Menschen verkannt worden. Sie suchten der sinnlichen Kraft die Ehre zu erhalten, welche in der Verbindung mit dem Geist, der sie in Bewegung sezte, nicht füglich zu suchen war. — Der Krieger der dritten Art unterwirft diese sinnliche, auf sich selbst stolze Kraft, einer bestimmten Idee, er hegt das Bewußtseyn der Verhältnisse des Krieges, er kämpft nicht blos um den eigenen Lorbeerzweig, er hat die Bürgerkrone, den Ölzweig seines Staates mit im Auge, er empfindet Begeisterung der Liebe für seine Sache, Begeisterung des Hasses gegen die der Feinde. — Der Krieger der vierten Art ist nicht blos der Held des Krieges, er ist Staatsmann, er ist Dichter, er ist Weltpriester zugleich. O daß ein solcher Eroberer uns komme! Er trägt den Gedanken des Kampfs für die Welt in sich

und seine aufopfernde Idee ist allein würdig, die Welt und jedes Herz zu erobern. — Um noch einen bezeichnenden Rückblick auf diese vier Klassen zu werfen, so möchte man den Sinn der 1ten mit dem dumpfen seelenlosen Wirbeln der mechanischen Trommel, den der 2ten mit dem aufblinkenden Gewehr vergleichen, den Sinn der 3ten mit der einfallenden Kriegsmusik, den der 4ten mit der Erscheinung der Fahne. — Die größten Helden sind überwinder, aber selten Sieger gewesen. Sie trugen fallend einen unendlichen Sieg über das Irdische davon. Nach ihrem Tode wurden sie Heilige der Geschichte. Leonidas, die Helden des unglücklichen Messeniens, — kämpften unbewußt für die Welt. Ihre Augen erloschen, sie wurden Sterne der Menschheit. Fallend siegten Gustav Adolf, Nelson — stehend unterlag der Held dieser Zeit. Wie können wir verlangen, daß auf Erden Ruhe werden solle, so lange uns die Ruhe im Innern fehlt? Was wir Ruhe nennen, ist mei-

stens Phlegma, oder Leichtsinn. Jeder Krieg ist der Ausbruch einer in uns steckenden Krankheit, die wir uns zugezogen haben, eine nothwendige Krisis auf Leben und Tod, der Eintritt des Friedens, der süße Zustand der Reconvalescenz, der jedoch immer die gegründete Besorgniß übrig läßt, daß der Krankheitsstoff noch nicht völlig gehoben sei. Jeder Friedensschluß, wie jede Genesung, sollte uns zurufen: sündige hinfort nicht mehr! Wie oft nach einer schweren Krankheit unser dankbares Herz in neuer Liebe schlägt, und alle Menschen uns einen Eindruck von Güte geben, so sollten wir nach einem Kriege die Menschen doppelt lieben, und wie der Kranke jenem Zustand, so dieser Empfindung ununterbrochene Dauer wünschen. Aber der Genesende scheint nur ein Gesunder zu werden, um den entgegengesezten Eindrücken den alten Einfluß zu geben, und kein Friedensschluß hat noch die Menschen radical zu heilen vermocht. Es giebt nur eins, was die Menschen vereinen kann,

ihnen alles in allem seyn und das wahre Besitzthum zeigen, dem sich ihr Streben, von unwürdiger Begierde nach eitlem Wahne hinweg, zuwenden muß. Mit jedes Menschen Innerstem muß es sich zuerst unzertrennlich vereinen, um dann in der Glorie der die Welt beherrschenden Macht und Liebe hervorzutreten und allgemein anerkannt zu werden. So entgegengesezt der Idee dieses allvereinenden Punkts, ihre Ausführung im Pabstthum und Jesuitismus war, so ewig gewiß und klar bleibt sie selbst, und so wenig die Ausführung der Idee der Kreuzzüge entsprach, so ewig werden die Kreuzzüge, diese großen Pilgerzüge, die uns wieder mit der Heimath verknüpften, das Gut bezeichnen, um das allein wider das Feindselige und Entgegenstrebende zu kämpfen würdig ist, die wahre Heldenbegeisterung, das Ziel der Herzen, und mit einer solchen Gesinnung allein werden wir das gelobte Land wiedersehn und das wahre Jerusalem für immer erobern. — —

Wie jedes Zeitalter das Antliz eines menschlichen Lebensalters (in immer größeren Kreisen des Lebens,) so trägt es auch die in jedem derselben vorwaltende Neigung, Kraft und Sehnsucht des Lebens. So hat der Orient jenes Patriarchalische, was in der Kindh it die Liebe und Achtung für die Ältern ist, und das Leben in Vater, Mutter und Gespielen, (Gottheit, Natur und Genien); der Hellenismus war die Jugendzeit, und darum erblühte in ihm das Ideal und die Begeisterung der Freundschaft; im Mittelalter blühte die erste Liebe, daher war Verehrung der Frauen, Madonnendienst, seine Farbe; die moderne Welt repräsentiert die Ehe, der Weltsinn ist vorherrschende Neigung.

Der Orient ist gleichsam das fließende Element der Menschheit; Ein großes beschauliches Verhältniß zur Gottheit. Zeit und Raum scheinen kaum fühlbar, es ist, als ob sich die Mythe von tausendjähriger Ruhe in Betrachtung, von Ausbreitung ei-

nes Lotosblattes zur Rose der Welt, auf Thatsachen gründete; man steht dem Ewigen näher. Daher wohl das Tiefsinnige der unermeßlichen Zeitrechnungen der Orientalen, so wie die Riesengröße ihrer Reiche. Aus dem heiligen Formlosen, muß sich ewig die Gestaltung der Welt gebären, der Orient ist die Mutter des Lebens. Ins äußere Leben, zur irdischen Gestaltung hinaus, hüpfen die Menschengeschlechter von ihrem Arm, daß sie aber keines trostlosen irdischen Akters sterben, sendet ihnen die unsterbliche Mutter erfrischende Hauche und Güter des Ewigen in die Zeit nach, und ergreift ihre Herzen von Zeit zu Zeit durch ein mächtiges, wunderbares Heimweh. Lange war Aegypten der Bote der Grüße des Mutterlandes an die Kinder in Europa, es war ein vermittelndes Land, und wird vielleicht über kurz oder lang diese Bestimmung in irgend einem Sinne wiedererhalten, (Alexandrien): und wenigstens für die Vergangenheit tiefbedeutend ist es, daß die heilige Mutter

den Mittler in dies Land verbarg. Bald wurde das Verhältniß zum Orient unmittelbarer — griechische Kolonien in Klein-Asien, Persische Kriege, Alexander, die Seleuciden. Die Geschichte strebte immer in den Augenblicken ihrer höchsten Begeisterung, nach Orient, und erweckte ihn immer wieder, um von seinen Blicken bestralt zu werden. Oftmals führte dem alten Leben im Morgen das jüngere neue Formen zu: doch wollten sie im heiligen Boden der Vorzeit keine feste Wurzel fassen, und er schien ihrer wenig zu bedürfen. Näher dem Urleben der Poesie, treibt es den Orient minder nach der europäischen Kunst, der sinnreichen Verendlichung des göttlichen Lebens in uns, — der alte Orient ist das eigentliche dichterische Wesen der Welt, die Heimath der Mährchen, der Sagen, des Erhabenen und Stralenden, und weil er dem alten Geiste der Poesie noch am nächsten stand, war auch sein Wissen und Dichten noch in der Blüthe Eines Lebens gehalten, (daher der magische

Charakter der orientalischen Wissenschaft und das Beschauliche seiner Dichtung), — was aber nach bestimmter Gestaltung ringt, was die uralte lichtähnliche Einfachheit dieses schönen Lebens verlor und nun von seiner eigenen Überfülle gedrängt wird, das strebt nach Europa hinüber, um sich wieder klar zu werden, um sich wieder zu sammeln; so entstand das Leben und die holde Kunst, das heitere Wissen der Griechen; sie erscheinen als Gegensatz gegen den schon gar sehr der alten Einfalt entkleideten Orient. Weniger findet sich dieser Gegensatz in den germanischen Stämmen: vielleicht auch in den Römern und Celten. Es lag wohl auch im Wege der Vorsehung, andere Völkerstämme vom Mutterboden zu entfernen und weit hinauszusenden, um die alte Einfachheit des früheren Lebens länger bei ihnen zu erhalten, während das Verderbniß der Vergessenheit, der Wildheit und Üppigkeit, andere Völker des Morgenlandes ihres alten Geistes beraubte. So dürfen wir mit vieler

Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die germanischen Stämme vom Weltgeist nach Norden geführt wurden, das orientalische Element in ernster Stille und deutungsvoller, nach Indien weisender Sage in sich zu bewahren, und dann, zur Erneuerung von Europa in dessen Mitte eingetreten, sich dort mit der neuen Blüthe des Orients, dem Christenthum, zum Heil der Geschichte zu vermählen. Nach dieser Ansicht, hätte das römische Reich seine romantische Apotheose einer mittelbaren Erregung vom Orient, in den Germanen, zuzuschreiben, und es bestätigte sich so an mehreren Orten zugleich, daß es der Geist des Orients ist, der immer die kränkelnde Welt erfrischt. — Was an der späteren Entartung des Orients am wenigsten Theil genommen, in dem entwickelte sich auch kein reger Trieb zu wandern; und so finden wir noch Urindier und einsame Persen. — In denen weder ausgewanderten noch dem uralten Leben völlig treugebliebenen Völkern, finden wir die hohen Eigenschaften der Vorzeit

theils in übel umgekehrt, theils in seltsamer Vereinzelung; in Arabien z. B. treffen wir das alte Hirtenleben, aber im Zustand räuberischer, gewaffneter Unstätigkeit, voll Züge einzelner Grosmuth und patriarchalischer Sitte; in Persien die Fülle der Dichtung, aber die lichte Ruhe vom Überdrange der Fantasie gestört; in den Türken Beschaulichkeit, aber von der Trägheit in irdischen Banden gehalten; in China Ehrfurcht für den frühern Zustand der Dinge, für das Alter mit einem Wort, aber ohne Lebensregung, als unzugängliche Mauer. Der patriarchalische Geist des frühern Morgenlandes erscheint im späteren Orient als Geist des Despotismus (Ehrfurcht von der einen Seite, ohne wahrhaft väterliche Achtung von der des Herrschers; Monarchie ohne republikanische Reaction). — Der Orient wartet auf eine Reaction von Seiten seiner Ausgesendeten, auf ihr Verständniß mit den ihm wahrhaft treu Gebliebenen, um ein neues Leben zu beginnen, und das Grab des Heilands als

die Wiege seines neugebornen Genius zu begrüßen. —

Wenn man sich von der Vermuthung ergreifen lassen kann, daß die germanischen Stämme nordwärts geführt wurden, damit ein Nachleben der alten Reinheit unter der einsameren, wunderbaren Hülle verborgen bliebe; so wird auch die Bedeutung des Nordens, des nordischen Lebens, unendlich schön und hoch, und man erkennt in jener unbegreiflich ausdauernden Liebe des Menschen zu den wahrscheinlich durch polarische Veränderungen immer einsamer und freudenärmer gewordenen Nordländern seiner Jugend, seinen über alles Irdische hinwegragenden Trieb, ein Inneres, Heiliges, Reineres, unter Entbehrungen und tausendfacher Sehnsucht zu bewahren und zu entfalten, und jenes innige Hinwenden nach Norden erscheint als Zeichen der Treue für ein höheres Gut, als aller irdische Besitz gewähren kann. Darum ist das freudenärmere Nordische der Sitz einer stilleren, sanfteren,

frömmeren Innigkeit; was dort lebt, das scheint geboren, um sich zu sehnen, um den Blick über dieses Leben hin, dem Gestirne des Pols verwandt, rein und frei zu behaupten, und es wendet sich nach Süden hin, als nach dem seligen Wiederstrale der Liebe, die es im Geiste sucht und verehrt. Der Norden selbst hat die Menschen vielleicht in jenem Clima überrascht, oder vielmehr er ist dort allmählich auf sie zugetreten, und wie es sie dann auch mit größerer Macht nach Süden zog — immer sind Völker jenem Polarsterne des Nordens treugeblieben und von dorther ist immer die Freiheit nach dem südlichern Pole zurückgeströmt, von dem das Meer der Liebe und Freude herfließt. Nach Norden ist mehr Vertrautheit mit der Wahrheit des gegenwärtigen Erdenzustandes, im Süden schwebt mehr der Nachtraum eines alten, schöneren Lebens. Das Ideal der Norden hat darum mehr Kraft für das Leben, der Süden mehr Sinn für dasselbe.

Der Ackerbau bindet an den Boden und besiegt in den Völkern den Trieb zur Verpflanzung in andere Länder. Daher auf der anderen Seite die Wanderungen der Deutschen, der Hunnen, der Sarazenen. Jene Völker blieben gleichsam die Töchter des mütterlichen Hauses, die wandernden Völker sind die Söhne, welche der Weltgeist treibt. Durch jene muß der Stoff des Lebens erhalten, durch diese das Werk desselben gefördert werden. Jene sind die Grundlage, diese der Geist der Weltgeschichte, in jenen waltet die Mutter des Lebens, die Natur, in diesen der Vater des Lebens, der Geist. Wenn sie ihre Wanderung ausgeführt, vermählen sie sich in höherer Liebe dem Boden; sie schaffen ihn um, gleichsam durch eigene Liebe und Kraft; so wurde dem Deutschen sein Boden, der ihm erst gleichgültig war, zum geliebten Vaterland.

Die Liebe zu einer älteren Zeit, ist durchaus eins mit der Vorliebe für die eigene frühere Lebenszeit. Wir sind nicht eigentlich

edler in der alten Zeit gewesen; aber diese unmittelbarere Abhängigkeit von einem höheren Elemente, hat etwas Göttliches, in der kindlichen Sicherheit ihrer Empfindung; und dies zieht auch so unwiderstehlich zu der romantischen Zeit hin.

Auf alle Zeiten ist ein neues Licht gefallen. Allen ist der versöhnende Bund angetragen. Nur das Ewige kann die Zeiten vereinigen. Nur zu ihm hinaufgehoben, wird uns die Überschauung und das Verständniß der Zeiten. Was sich an der Hand dieser Liebe in den Bund des Ganzen hingiebt, wird auf ewig in den großen Staat des Lebens aufgenommen. Hienieden muß alles eines Todes sterben, um vom Tode befreit zu werden. So ist Hellas und Indien, Rom und Scandinavien, so ist die Ritterzeit und der Minne süßer Dienst nicht untergegangen: sie werden um die Sonne der ewigen Gegenwart, die in erleuchteten Herzen wohnt, gereiht und kreisen Hand in Hand ihre deutsam stralende Bahn.

Wie sehr wäre allen, welche die Zeit, worin sie leben, das Streben in derselben, erfassen und ergründen wollen, inniges Studium der Natur zu empfehlen! Sie würden sich, mit den lebendigen Gesetzen der Natur vertrauter, ihnen mit höherem Bewußtseyn verkünden, und von manchem, worin sie blos die Schwäche ihrer Zeit erkennen, eine schönere Seite entdecken, dagegen manches Andere im Streben der Zeit als Misverständniß und fruchtloses Treiben einsehn lernen. Man erinnere sich z. B. an die Lehren der Chemie von der Entkräftung der Körper, welche im Unorganischen den höheren verklärten Zuständen vorangehn und sie vermitteln, und denke zugleich an die vielfache Anklage, welche das Zeitalter trifft, daß es im Zustande augenscheinlich steigender Kraftlosigkeit sei. Was allerdings für den Augenblick des Lebens vereinsamend und verödend ist, welch' eine ganz andere Aussicht gewährt es, wenn man es unter dem allgemeinen Weltgesetze betrachtet, das in tausend Modificationen

sich immer gleich bleibt, weil es aus innerer Freiheit des Strebens nothwendig ist! Daher ist auch der Einwurf, der einer solchen Ermahnung die Physik mit der Ethik und Politik zu vermählen, entgegengestellt wird, in seinen Gründen unstatthaft, wenn sie darin bestehn, daß sich der Geister Streben nicht unter jene Gesetze ordnen lasse, welche in den Naturkörpern lebendig seien. Denn vielmehr sind diese Naturgesetze aus dem Innern des Geistes hervorgegangen, wo das Leben seinen ewigen Mittelpunkt hat, aus dem es unendlich schaffend hervortritt, und so wollen uns die Beobachtungen der Natur gerade erinnern, aus diesem Tiefsten unseres Geistes zu schöpfen, und uns wieder an jenes Lebens Gänge zu wenden, das aus dem Geiste selbst zu Tag gebrochen; die Natur wieder mit ernstem und liebendem Willen zu umschließen, anstatt mit Gewalt und Stummheit von ihr umschloßen zu werden.

Immer mehr wird die Zeit verstanden werden: und je mehr Zeit wir in uns

haben, desto mehr hört die Zeit auf, Zeit zu seyn, desto näher umgiebt uns der Hauch der Ewigkeit. Wie die Atmosphäre die befreiten irdischen Stoffe als ihre Seligen empfängt, die wieder Schutzgeister des Erdenlebens werden, so verflüchtigen sich die Geister unseres zeitlichen Lebens, um verklärt in der Region des Ewigen zu schweben und von dort das Leben zu befruchten. Das Ewige selbst ist nichts anderes, als Allgegenwart des Seyns. Dies ist die freie, quellende Region, zu der alle unsere Klagen um das Vergangene, alle Bitten um Dauer unsers Glücks hinaufsteigen, die wir in jedem höheren Augenblick unsers Daseyns festhalten möchten, und die sich uns rastlos entzieht, weil u n s die Zeit an ihr vorübertreibt. Aber eine Kraft dies Vergängliche und Ungewiße in der Zeit zu besiegen, hat sich über die Endlichkeit verbreitet, und sezt uns in den Stand, in der Zeit die Verbindung mit dem Ewigen zu bewerkstelligen. Diese Kraft, ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die an sie glauben. Ein

Wunder, das nur die Liebe selbst begreift, hat das Element der Allgegenwart in dies von Zeit und Raum umgebene Leben ausgegossen, uns von ihren Banden zu befreien und sie dann inniger mit uns zu vereinen. Ist durch unsere Verbindung mit diesem Ewigen die Befreiung vollzogen, dann erst wird der wahre Sinn der Zeit offenbar, und die einzelne Geschichte erscheint zusammenhängend mit dem Ganzen. — Die Kindlichkeit der Chronikenschreiber des Mittelalters brachte sie, bei aller Beschränkung, unbewußt, dieser Vereinigung aller Zeit in einem umfaßendern Element, in ihrer Darstellung nahe, — und anstatt von den s. g. historischen Verstößen und Fehlern gegen das Costum in den alten Geschichtschreibern, Malern, bei Hans Sachs, in den Legenden, Sagen und Mährchen der Vorzeit gestört zu werden, betrachten wir sie lieber als kindliche Ahnungen, wohl auch Erinnerungen, einer höheren Gegenwart im Gemüth. — Mit wie ganz neuen Sprachen redet uns auch die Natur, wenn wir sie

mit diesem Blicke betrachten. In ihr erblicken wir wahrhaft eine Geschichte der Zeit; in ihr sehen wir das Flüßige, des Ewigen Element, erstarren, und in diesem Zustande sich nebeneinander lagern, was in sich gehalten war; aus dieser Starrheit endlich wieder Leben sich entwickeln, und den Niederschlag sich wieder zu sublimieren anfangen. Die Natur zeigt uns das rastlose Streben, wieder fließender Geist zu werden, heilige Flamme des Lebens: und nur da, wo dieses Streben sich der Erreichung nähert, ist die Region der Freiheit, der Lauterkeit und des Lichtes, die das Ganze mit dem Strome des Lebens umfängt, mit klarem, durchsichtigen Auge betrachtet, oder als Flamme über dem selbstvernichteten Erd- und Zeitgebilde, in der Wiedergeburtstunde leuchtet. Im Schoos der Gebirge ruht die Chronik des Gewordenen, in den Pflanzen spricht sich das erfreuliche Geheimniß des Werdenden aus. Schwer und gleichsam ein irdisches Ewiges ist die Zeit im Starren; die Gebirge, die Klüfte reden

von den Grundlagen und Schichten unendlicher Zeiten, die wie bewußtlos im Raume geruht haben. Darum ist die Geschichte der Natur wie von ewigher, gegen den raschen Gang, die kurze Geschichte des menschlichen Geschlechts.

Mythe und Geschichte.

Das lebendige Wort von Gott ward den Menschen immer mehr zur Sage, je mehr sie sich von seinem unmittelbaren Verein entfernten. Ihr eigenes Geschick ward ihnen zur Sage und floß mit jener großen Tradition und den Ahnungen eines Weltzustandes vor ihres Geschlechts Entstehung, zusammen. Noch blickten sie zum Himmel und in der Tiefe: aber nur noch die Sterne, die Elemente, ihre Helden und Könige, stralten ihnen vom Himmel und in die Tiefe. Sie blickten hin, in Sehnsucht nach dem verborgenen Lichte, beteten darauf an, erst aus Ehrfurcht vor dem Fernen, und mehr und mehr

aus Entfernung von dem Geiste der Wahrheit und des Lichts. Tausendzweigig liefen die Adern der Sage und der Mythe durch die Welt, aber bedeckt mit steigender Dämmerung war das einfache Herz, aus dem sie entsprossen waren. Sie dienten den Geschlechtern zur Rune der Welt, aber das Wort war nicht lebendig in ihnen. Und als das Gewebe der Mythe nun stille stand am Webstuhl der menschlichen Ahnung, der wie die Arbeit der indischen Wirker zwischen zwei Bäumen, dem des Lebens und dem des Erkenntnisses des Guten und des Bösen, aufgeschlagen war: da fühlten die Menschen mehr und mehr, daß sie sich selbst verwickelt hatten und es verlangte sie zum alten Geheimniß der Magie zurück, das ihnen ihr eigenes Räthsel lösen könnte. Sie konnten es vielleicht zerreissen, aber lösen konnten sie es nicht. Zerrissen sie es, — sie fühlten den Faden ihres Lebens hineingewirkt, ohne daß sie ihu unterscheiden konnten; sie bedurften der ordnenden Hand, der erhal-

tenden, welche das herstellte, was sie durch-einander geschlungen hatten. Tiefes Schweigen beobachteten ihre Priester, ihre Tempel und Hieroglyphen, ihre Orakel, ihre Weisen. Sie bewahrten ihr Licht in mystischem Dunkel, weil es noch nicht das alte lautere Licht war, sondern ein verzehrendes Feuer. Längst aber hatte Gott beschlossen, selbst Mensch zu werden der Geschichte, und den Menschen in Sich als den einfachen Grundfaden des ausgedehnten bunten Gewebes darzustellen. Schon da, wie seine liebevolle Stimme den Menschen fremd, und er ihnen zum Räthsel geworden, dessen Deutung sie in der Außenwelt suchten, in die sie auf tausend Wegen hinausströmten, — hatte Gott sich seiner eigenen Offenbarung, den Menschen, wieder offenbart; und ein Volk, dessen Geweihten er der alten Abkunft reines Herz bewahrt hatte, erhielt das Buch der zweiten Offenbarung, den Buchstaben des Worts, und verwahrte es, der Verheißungen Seiner Menschwerdung voll, den kommenden Ge-

schlechtern, die Ihn schauen sollten, bis er ganz ausgesprochen erschien, als der vollkommene Mensch, als der Heiland, ein weises Kind, ein kindlich lichter Mann, hoher Liebe Held, und Priester Seines geweihten Leibes, Flamme, die ihn verzehrte, und Himmel, der ihm, und mit ihm seine Geretteten, von ihm selbst wieder empfing, und Strale warf auf die Zeit, die gewesen war, und von Ihm sich entfernt hatte, und auf die Zeit, die da kommen und zu Ihm zuzuückführen sollte, alle, die vor Seinem Angesicht wandelten.

Kindlich gerührt von den sinnreichen Bildern, die vom Gewebe der Menschen ihm entgegensahn, froh jeder besseren Ahnung, die er antraf, kam er nicht die verflochtenen Fäden mit zürnender Hand zu zerstören — Götter zürnten und zerstörten, nur in Gott sollte auch Schmerz und Mitleid seyn — sondern er kam zu lösen und zu helfen, die Liebe trieb ihn, wie er die Mühseligkeit erblickte, Theil zu nehmen, das heißt, Mensch

zu werden, jedem wollt' er die Hand reichen zum Werke der Vollendung. Liebreich erkannt' er den prophetischen Sinn, der die Menschen zum Opfer, zur Heilighaltung des Weins und der Frucht der Erde getrieben hatte. Er nahm die Mysterien wie verirrte Kinder im Mantel seiner Liebe auf, sammelte die Funken der Sehnsucht, die er fand, und die unendliche Thränen, im Gefäß des heiligen Herzens, und schwebte so vom Himmel hernieder. Er wollte das große Opfer seyn, der Wein des Geistes, das Brod des ewigen Lebens, und Wein und Brod trug er bedeutsam in der Hand.

Noch steht er so, und hält die Schaale mit Brod, den Kelch mit Wein, sich selbst neigt er jedem unendlich entgegen, will jeden zu diesem Mahle ziehn, daß er durchdrungen von der himmlischen Nahrung, wahrhaft erkenne den ewigen Sinn von Wein und Brod, und ihm die Flamme des versöhnenden Geistes der Liebe, die sich auf ihn niederläßt, zur lichten Zunge werde,

mit der er den Mythen und der Geschichte sage, wie ein einfach göttliches Wort, das Wort der Liebe, die tiefsinnig räthselhaften Bilder ihrer Sprachen, ihrer Stimmen verworrene Klänge lößt. Von ihm berührt, muß der Sage lallender Mund höhere Dinge weißagen, und das entlehnte Geheimniß der Gottheit, der Natur und Menschheit in tief gegründeten Symbolen und Allegorien frei geben. Wenn der Befreier von oben von allen Gemüthern erkannt ist, dann ist die Aufgabe dieser Sphinx, mit welcher sie die Wanderer bedroht, gelöst, und sie stürzt sich in ein unendliches Meer — das Bewußtseyn der Geschichte erwacht und sie strebt unaufhaltsam zu Gott.

Geschichte sollte bei heiligen Gräbern und unter dem Sternhimmel gelehrt werden. — Jünglinge sind von selbst Lehrlinge, Greise von selbst Lehrer der Geschichte. — Die

Geschichte sucht, wie die Natur, beym Tode das Leben. Sie ist die Wohnung des Gewordenen, die sich immer erweitert, — eine wahre Wissenschaft des Lebens, das Bewußtseyn der Zeiten, die Mnemonik der Welt, ein Buch die Geister aller Zeiten zu beschwören, daß sie uns erscheinen und weissagen. Wie wunderbar ist ein Buch das uns alle zu Verfassern hat, und eine Wissenschaft die aus diesem Buche gelehrt wird! Dieser unermeßliche Foliant ist ein bloßes Blatt am großen Baum des Himmels, und wird uns doch zum Labyrinth, ohne den einfachen Faden, den uns Gott gereicht hat. — Wer die Geschichte als eine große Familienchronik lesen lernt, der ist ihr wahrer Lehrling.

Der Jünger der Geschichte denkt sich nicht als einen, sondern als den Menschen, und wie sich der einzelne Sinn erinnert, so geht hier am Gesammtsinn das allgemeine Erinnern vorbei. — Die eigentliche, unsern jetzigen Zustand betreffende Geschichte, ist nichts als der Schatten den die wandernde Mensch-

heit wirkt und nach dessen Verhältniß die Zeit gedeutet wird. Der Morgen hat fast keinen Schatten, der Anfang der Menschheit fast keine Geschichte, und die Nacht verzehrt den Schatten, wie das Ewige die Zeit. — Je weiter die Geschichte vorrückt, je mehr übersieht sie ihren Weg. Sie wandelt auf einem Gebirge, dessen Erhöhungen sich als Thäler zu einander verhalten. Die Geschichte beweist schon darin ihr enges Einverständniß mit der Natur, daß sie sich an die Wohnungen des Todes anbaut und voll Gedanken des Schaffens aus Zerstörung ist. — Die Gebirge, die Meere, die Luft, die Metalle, die Pflanzen, sind so gut Bücher und Lehrer der Geschichte, als andere Bücher und Lehrer. Die Natur ist gleichsam die Jugend, die Geschichte das Alter des Geistes.

Die Geschichte wird erst recht als Wissenschaft tagen, wenn sie in's Große getrieben wird: besonders gehört das Achten auf die kleinen unscheinbaren Anfänge und Verbindungen die das Große erzeugen, und der Sinn

für die schmerzliche Ironie mit welcher sich die Geschichte manche große prunkende Anstalten der Menschen gefallen läßt, dem Meere gleich in das ein Grund gelegt werden soll — zu diesem großen Maasstabe. Natur und Geschichte wollen so oft ganz wo anders hinaus, als wir meinen, und stehen oft an einem völlig anderen Punkt, weit von dem, wohin wir sie stellen. Ihr Antliz ist oft ein Schleier, oft eine Maske. Vor ihnen verschwindet unsere Terminologie des Großen und des Kleinen, und daher misverstehen wir sie durch unsere Sprache so oft.

Die fortschreitende Wissenschaft der Geschichte ist ein großer noch ungeschlossener Cirkel, dessen Mittelpunkt ein Erlöser, ein Gott von ewig her, ein Gottmensch ist. Bis zu seinem sichtbaren Eintreten glich der Cirkel dem Augapfel ohne Stern; in ihm ist das ewige Auge der Geschichte geboren, das alles bestralt, alles verklärt. Seine Geburt war das Sichtbarwerden des Punkts, aus welchem der Cirkel von ewig her gezogen war.

Die wahre Kirche, das Haus der ewigen Liebe, Versöhnung und Gottesgemeinschaft, ist der wahre Lehrtempel der Geschichte.

Was hilft mir alle Geschichte, wenn ich sie nicht lebe, das heißt, wenn ich ihre Erfahrungen nicht zu meinen eigenen mache und durch dieselben ein besserer und klarerer Mensch werde? Das Wissen wird nur dann zur Weisheit, wenn es sich in Leben verwandelt, die Gelehrsamkeit hilft uns und der Welt nur dann, wenn sie uns zu einer großen, eigenen Erfahrung geworden ist, und die Erkenntniß zeigt sich daran, daß sie goldene Früchte trägt.

Den ächten Geschichtschreiber bezeichnet das Streben, dies Lebendigwerden in sich und andern zu erregen und darum kommt ihm die einfachste und allzugänglichste Darstellung zu. Der Geist der alten Chroniken, der Poesie der Vorzeit, ist die bedeutsame Blüthe des wahren Wissens der Geschichte, dessen Frucht wir erwarten.

Die Menschen stehn unwillkührlich in unendlicher Wechselwirkung gegen einander, die sich gar nicht mit irdischen Zahlen überrechnen läßt. Wie viel Gutes so schon ohne große Mittel gestiftet, wie viel Böses in Seegnungen der Zukunft verwandelt worden ist — können wir uns kaum vorstellen. So sehen wir überall, daß Thatsachen, einzelne, benannte Menschen, wie A. und B. Figuren sind, die ein tieferer Sinn zu höherem Dreieck, Quadrat &c. verbindet, Zahlen, zu welchen ein höherer Divisor, Multiplicator u. s. w., hinzukömmt: und so ahnen wir schon aus dem, was wir sehn, daß unser Stück- und Trümmerwerk immerfort bei dem großen, unsichtbaren lebendigen Tempelbau in Anschlag kommt.

Das Schicksal ist blind, das heißt **wir** sind blind oder lesen nur auf der linken Seite; die Vorsehung wird auf jedem ihrer verschlungenen Wege auf einem geraden angetroffen, denn sie ist göttlich.

Wir sollen von der feindlichen Gewalt des Schicksals frei und uns immer mehr der Vorsehung bewußt werden, daß heißt das Gewebe des Geschicks, mit ihr in Harmonie zu setzen streben. Die Besiegung des feindseligen Schicksals durch die Vorsehung, muß einem jeden aus und in seinem eigenen Herzen klar werden.

Die meisten Ansichten von Schicksal sind menschliche Vergötterungen. Möchten wir uns besonders darüber aufklären, warum es keine Schickung giebt, in der uns nicht etwas von oben zugeschickt wird, das ihr und uns zur Verklärung dienen soll. Wenn wir das Schicksal gründlich untersuchten, würden wir oft das Antliz der Nothwendigkeit schauen, das unsere s. g. moralische Freiheit trägt, würden vor dem Geschick wie vor einem missrathenen Kinde erschrecken, und hinsinken in Dank vor dem, der es dennoch an bessere Sterne anknüpft, und uns von trauriger Nothwendigkeit befreit.

Gott befreit uns vielfach durch Menschen, die er mit Seinem Geist erfüllt, aus unseren eigenen Schlingen, von einem drückenden Schicksal, das sind die Helden, die Retter, die durch die Geschichte wandeln. Die Guten und Betrübten schließen sich freudig an sie an, die Ungerechten ergrimmen wider sie und stürzen ihnen so in die heiligen Schwerter. Was der Geschichte diese Helden sind, das sind der Brust des Einzelnen die großen, begeisternden, göttlichen Gedanken, welche durch die Verwirrung brechen und neues Leben schaffen.

Die Helden der Geschichte sind theils Mittel mit einem individuellen Zweck ohne Ahnung oder Anerkennung des Höhern, theils Mittel mit dem Bewußtseyn daß sie Mittel zu göttlichen Zwecken sind. Wir wollen jene Mittel κ. ε., diese Vermittler nennen. In ihnen wird sich eine Zeit, ein allgemeines Streben, ein allgemeines Bedürfniß seiner selbst bewußt.

Die Saaten des Geistes gleichen den Saaten der Erde. Ein Korn wird gestreut, geht auf und wird Ähre. Die Ähre wird wieder vernichtet, und aus ihren Körnern bildet sich ein zweiter Kreis junger Ähren; so vervielfältigen sich in Zerstörung die Kreise unendlich. Das ist das irdische Leben des Geistes, der Leierklang Apollons in der Verbannung. Das Engere zerstört sich in sich selbst, um sich in gesteigerter Potenz zu gewinnen; so schließt sich Kreis um Kreis, die Potenzen wachsen ins Unendliche. Sehr bedeutsam läßt Rhea den Saturn die steinernen Bilder verzehren, und rettet die vermeintlich verschlungenen Kinder, um die er nichts weiß, bis sie aus ihrer Stille hervortreten und ihm das Reich nehmen.

Unzählige Namen bezeichnen die Menschen, in unübersehbaren Abstufungen treten sie aus einander, schmelzen sie in einander; wechselseitig ist das Dienen und das Herrschen, und wechselseitig soll es seyn; aber

dem innersten Geiste nach sind sie Könige oder Knechte.

Eine Weltmonarchie im bisherigen Sinne ist ein Ländermonopol. Hierarchie in derselben irdischen Bedeutung ist ein Gewissensmonopol. — Lust, Schicksal zu machen, ist immer ein Hang zur Zauberei; er wird als mysteriöses Wesen in den Kabinettern gefunden. Man findet in vielen Mährchen und Zaubergeschichten, daß Zauberkräfte verschiedener Meister (wo sehr oft ein gutes und ein böses Prinzip unterschieden wird) mit einander streiten und derjenige Zauber durchgreift, der mit den besten Mitteln hervorgebracht, oder durch irgend eine List zur Schwächung des entgegengesezten tauglich gemacht worden ist. Solche Zauberkräfte gleichen dem Gegeneinanderwirken der Schicksalsmacher und so kommen auch oft die Entscheidungen: und darum würde kein Kapitel der Geschichte fertig, ohne Gott.

Der Geist schlägt und trifft unfehlbarer, als alle Heere der Welt. Wenn diese es

ihm auch zuvorzuthun scheinen, — er ist die gottgesendete Legion!

Mancher wundert sich vor einem hohen Baume, über dessen einstige Entstehung aus einem kleinen Saamenkorn; so betrachten viele die großen Entwicklungen älterer Zeiten, z. B. die Kreuzzüge, die Entdeckung von America, die Reformation, mit einem Blicke der sagen will: so etwas wird unter uns nicht wieder neu. Wird denn nicht jedes Jahr eine neue Saat auf Erden bestellt? Hat denn nicht jedes seine Ärndte? Wer dem Keime nicht glaubt, wer auf den Keim nicht achtet, der versuche nirgends ein Verständniß mit der Welt. Die Vergleichung des Himmelreichs mit dem Senfkorn ist ein wahrer Lehrsatz der Geschichte.

III.

Wir haben uns vor nichts mehr zu hüten, als daß uns keine Gewohnheit, auch die

liebevollste, zur Formel werde. Fühlen wir dies, so müssen wir uns von ihr trennen, denn man soll nur im Geist und vom Geiste leben können. Der Glaube, das Schauen Gottes im Glauben, muß zugleich ein Glaube an das ewig Lebendige, an den Geist der rastlosen Verwandelungen, an die Fülle der Liebe seyn. Wollen wir das Ewige in der Zeit bewahren, so müssen wir den Geist in keiner Form zurückhalten wollen, sondern seinem Streben in und nach vielen Äußerungen nachgehn, denn das ist Verständniß der göttlichen Anwesenheit, und lebendiger Glaube an die ewige Befreiung. — Christus hat durch das Geheimniß des Brodes und Weins gezeigt, daß er unter jeder Gestalt der Gegenstand unseres Glaubens und unsrer Liebe werden, und mit dem unerschöpflichen Quell seiner Kraft die Welt ewig erneuen kann. Der Sinn des Christenthums hört nie auf im irdischen Boden zu wachsen; einst war die Erde von seinen Früchten bedeckt, jezt ist es die unsichtbare Blüthe ei-

ner neuen göttlichen Zeit, welche sich den einsamen treuen Gemüthern verkündigt. Getrost! unser Tempel kann nie zerbrechen, nicht wie die steinernen kann er stürzen, er ist das Haus des Lebens! Friedlich wie Kinder schützt er jede Kapelle, die sich an seine Säulen angebaut hat, und während den großen Gang der Verklärung nichts aufhält, findet jeder Glaube, der nur Glaube ist, seine Ruhestatt, seine Heimath, und jedes Herz seine Nahrung, in jedem Becher, den Treue, Sehnsucht und Vertrauen hinhält, quillt die Flut des Heils und des Lebens — Christus ist jedem das, worin er ihn umfaßt.

Zu allen Zeiten empfanden die Erleuchtetern des Geschlechts, daß nur eine einzige Macht, die übersinnliche Macht des Glaubens, die Menge zusammenzuhalten, Gesetz, Ordnung und Verhältnisse zu heiligen, den Staat zu sichern vermag. Daher umgaben die Priester den Thron, der König selbst blieb von ihnen abhängig, und im=

mer war die Thiara das Symbol jenes Diadems, dessen Glanz allein die Welt als leitendes Gestirn mit reinem, sicherem Licht zu bestralen vermag. Alle Staatsweisheit des Alterthums gründete sich auf diese Anerkennung der Macht der Religion, alle Staatsklugheit bestand darin, im Besitze dieser Macht, derselben unterworfen zu scheinen. Die Priester, unterstützt von den Weisen des Staats, unterhielten den Dienst der Furcht, und zähmten durch eine höhere Gewalt die wilde Kraft der Völker, — der Cultus war die Quelle der Gebräuche, das Siegel aller Verhältnisse, fast die Athmosphäre aller Regungen der Menschen. Man würde die Gerechtigkeit verletzen, wenn man die Entfremdung der Religiosität vom eigentlichen Charakter der Liebe nur den Priestern und Gesetzgebern des Alterthums zuschreiben wollte. Sie war der Geist des Heidenthums überhaupt. Die Furcht, die Lieblosigkeit, die grausame Schmerzlosigkeit lag im Wesen der antiken Götter. Nur

diese Furcht, diese Entfernung ist das eigentliche heidnische; und darum sind Alterthum und Heidenthum zwei sehr zu unterscheidende Worte; denn wahrlich das Alterthum war reich an göttlichen Symbolen, Mysterien, Ahnungen und Traditionen! — Gott selbst aber erschien, die Altäre jenes heidnischen Dienstes umzustürzen durch die Anrührung seiner sanften, süßen, reinen Liebe; Jesus Christus kam, der Retter der Welt, der Heros der Liebe. Einfach, lauter, mild, heilig und klar wurde in ihm das Wesen des Priesterthums. Die Götter ergriff nun an ihrer Stelle die Furcht, welche ihr Dienst verbreitet hatte. Ihre Orakel verstummten, die Annäherung der Liebe vertrieb das panische Schrecken. Reine schlichte Gemüther, die ihrem Herrn folgten, ihn kindlich umgaben, ihn verkündigten, wurden seines priesterlichen Seegens inne und theilten allen, welche sich ihnen aus Sehnsucht nach diesem neuen himmlischen Worte nahten, ihre eigene Priesterweihe mit.

Liebe seegnete das Leben, und es ward ein göttlicher Altar, auf dem die Flamme der Sehnsucht und Hingabe brannte. Heiliger waren nun der Menschheit, der Trennung unsägliche Schmerzen, treue Gemüther weihten sich ihnen, zur seligen Vereinigung mit dem Geliebten und seinem Vater, himmlische Gabe ward ihnen eigen und stille Herzen waren unendlicher Wunder voll. Innig verbunden war das Kirchlein, sichtbar die Gemeinschaft der Heiligen, alle durchdrang die Kraft des innern Priesterthums der Herzen, und zu einer großen, hingebenden, freudigen Liebe wurde das Leben. Aber ausgesendet sollten sie werden in die Welt, das Evangelium predigen den Völkern und die große Kirche stiften; die unsichtbare Gemeinschaft stärkte sie in dem neuen Geschäft. Die römische Weltmonarchie war die große Brücke, auf welcher die Verkündiger in dreier Welttheile ferne Lande hinzogen. Eine hohe Bildung trafen sie an, eine höhere für den Himmel boten sie. Aus dieser schönen Ver-

mischung gingen die Kirchenväter hervor. Freier war die Wirksamkeit der Boten auf die Bekenner, denn jene fanden vielfaches Verständniß der Dinge. Aber eine kindlichere Einfalt, fern der blühenden Kenntniß und Kunst, hatten Völker nach Norden hin bewahrt. Sie sollten die Gestalt der Welt erfrischen, wie das Christenthum den Geist derselben erneute, sollten an der Sonne des neuen Glaubens in Blüthe des höheren Lebens emporgehn. Jenes Rom, das vielfach die Bahn der alten Tugend verlassen, sollte den Völkern, die der Wendepunkt der Geschichte nach ihm hinkehrte, die Wohlthat der Mitgabe des Christenthums erweisen. Aus den Flammen dieses Glaubens, dieser Zerstörung, gingen die alten Namen Rom und römisches Reich zum zweitenmal auf lange hervor; die vierte Weltmonarchie, von welcher Daniel weißagt, dauert in vielfacher Theilung und unter verändertem Namen bis heute fort. Unstreitig hat die Stimmung der nordischen Völker auf den Character,

welchen das Priesterthum allmählich annahm, entscheidend gewirkt. Jene Verehrung für die Priester, welche das Heidenthum bezeichnet, trugen die nordischen Eroberer, welche der Geist des Glaubens der Liebe überwand, und deren Priester sich ehrwürdiger erhalten hatten, auf die christlichen über, welche sie tauften. Ohne diesen kindlichen Sinn in den nordischen Völkern, so wie ohne die übermacht der Bildung und Gelehrsamkeit der überwundenen, würde dem späteren päbstlichen Stuhle der Misbrauch seiner Gewalt nie gelungen seyn. Rom fuhr in kurzem fort, der Welt Gesetze zu geben. Einer kindlichen Ehrfurcht, einer würdigen Verwaltung des Heiligen, gedenkt die Geschichte jener Zeit. Unendlich war die Herrschaft des Geistes über das regsame, kindlich kräftige Geschlecht. Wie eine ewige Aussicht, eröffnete sich die frohe Hoffnung eines allgemeinen Reichs der Kirche auf Erden, wie sich ihrer Gewalt die Herzen ergaben und alle Kräfte sich vor der des Glaubens demüthig-

ten. Aber der ersten Einfachheit des christlichen Kirchenthums, der Natur der Sache nach, entnommen, waren die Gemüther noch nicht reif für den höheren Sinn dieses Reiches, dessen Ankunft sie tausendfach verhießen und hofften; und der allmählige Weg zum vollen Verständnisse konnte nur unter temporären Misverständnissen ganzer vorhergegangener Zeit- und Welt-Ansichten zurückgelegt werden, die dem geänderten Sinne noch zu nahe standen, um ihn nicht auf Irrwege zurückzulocken, wenn er nicht in Gegensatz mit denselben trat: anstatt daß sie am Ziele als die bedeutsamen verschmelzenden Farben des einfachen, reinen Lichtstrals erscheinen. Aber unbedingt war der Glaube, die Hingabe jener, und darum stralen sie in der ewigen Krone. Oft vergaßen die, welchen die heilige Idee anvertraut war, den ächten Grundriß derselben, nach welchem der Tempel im Herzen erbaut werden soll, und dachten auf ihre Herrschaft und auf sich. Vielfach verleitete sie der irdische Geist, jene heidnischen

Elemente, die sich noch lange in den getauften Völkern regten, als Mittel zur Befestigung ihrer Gewalt zu brauchen. Sie hielten die Verwandlung des Dienstes der Furcht in den Dienst der Liebe auf. Berufen die Völker zu erziehn und sie zum Frieden hinzuleiten, erhielten sie dieselben vielfach in Unmündigkeit und stifteten Unfrieden. Doch gründet sich die lange Dauer ihrer Macht auf vielfaches Verdienst und ein allgemeines Bedürfniß, auf höhere Sanction, und ohne sie würde die wunderbar vereinte Welt nie so lange zusammengehalten und in Einer Blüthe gestanden haben. Auf ähnliche Weise erkannten wir schon früher in der Allgemeinheit der altrömischen Weltherrschaft die Vorbereitung zu einer höheren, zugänglichern religiösen Gemeinschaftlichkeit. — Das Christenthum ist das Evangelium der Befreiung. Den Menschen mehr und mehr die Bande ihres Wahns und ihrer Unseligkeit zu lösen, Gott freie Menschen entgegenzuführen, ewig dankbar

für seine Vermittelung: das ist der Beruf des Priesteramtes. Es soll mit der Gewalt der Liebe durchdringen, und einfache Klarheit über die Erde verbreiten. Entfernung von Gott, Abhängigkeit vom Ungöttlichen, war der lange Jammer der Welt; Eintritt eines neuen unmittelbaren Verhältnisses jedes Menschen zu Gott, Hoffnung in ihm ewig frei zu seyn, war der Morgen einer besseren Zeit, dessen Hauch jedes Herz lüften sollte, das sich ihm zuwandte. Der Sinn für diese Wahrheit, welche der Stern einzelner Gemüther geblieben war, fing an, allgemeiner zu dämmern; die kindlich schöne Abhängigkeit begann sich zu lösen; der Mißbrauch der leitenden Gewalt im kindlichen Zustande wurde deutlicher: bis plötzlich das erwachte sich selbst kaum bewußte Sehnen in Flammen aufloderte und Luther die Bulle des Pabstes in diese Flammen warf. Gewaltsam und schneidend war die erste Trennung, wie sich die Geschlechter nach dem ersten Beisammenseyn der Kindheit zu Gegen-

sätzen trennen, um im Gefühle des Unterschieds eine höhere Sehnsucht nach einander, nach Ehe zu empfangen. Wie sich das Weibliche früher entwickelt, als der männliche Geist, so war die alte Kirche längst mütterlich, ehe der Jünglingsgeist des Protestantismus sich selbstständig entwickelte.

Jenes Streben nach Herstellung eines Priesterthums der Herzen vor Gott, ist das höchste alles Kirchenthums, dem sich bis hieher die Menschheit nur in einzelnen Individuen der Kirche näherte, und für welches sie immer mehr empfänglich und würdig gemacht werden soll. Dies ist das innerste Streben, der innerste Sinn des Protestantismus. Er ist seinem eigensten Wesen nach nicht eine Form, sondern ein Geist. Dieser höchste Protestantismus ist nur eine Mitgabe der umfassendern Geistesreife. Alle, die seine Kirche vereint, sollte man als in einer Erziehungsanstalt für jenen ächten, herrlichen, reinchristlichen Protestantismus betrachten. Leib der Kirche ist der Katholicis-

mus — das irdische Bedürfniß nach einer allen anschaulichen, allen erkenn- und achtbaren Symbolik des innern Geheimnisses, sagt es laut und klar, daß in ihm das Ideal dessen verschlossen ruht, was man eigentlich Tempeldienst nennen mag. Der Wein, das Geheimniß, die Geistesgabe des Herrn, muß im geweihten Gefäße gehalten werden, daß er nicht unwürdig unter der Menge umherfließe! Aber das Herz, das Innere, ist doch der eigentliche Wein- und Blüthenkelch! Darum wird auch der Protestantismus, je mehr er sich selbst versteht, sich immer herzlicher mit dem tiefen Sinn der alten Kirche verständigen, und ihr wird das Ideal seines Priesterthums entgegenschweben und die Würde der symbolischen Verwaltung desselben in ihrem Heiligthum, erhöhen. Dahin war es gekommen, daß die Geistlichkeit sich über die Kirche stellte und ausschließlich in sich die Kirche darzustellen glaubte. Innig bewegt von diesem Eingriffe in das offne Herz des Christenthums, fühlte sich Luther zu dem

großen Streben begeistert, die alte Kirche wieder als Ideal aufzustellen und den geistlichen Beruf im Innern der Menschen zu erwecken, vielleicht schon umdämmert vom Traume der Ahnung, daß Kirche und Geistlichkeit künftig in jedem liebevollen, erleuchteten Menschen Eins werden würden und müßten. Die höchste Stufe des Protestantismus als Kirchenthum ist symbolisch in dem Augenblick vorgebildet, wo er zum Altar steigt und den Wein des Geistes neben den Leib des heiligen hinstellt. Was Luther begonnen, konnte er unmöglich vollenden. Nie wird die Zeit den Pflanzencharacter verläugnen, mit dem sie die Saaten des Geistes entwickelt. Es giebt Lösungen, aber keine Sprünge. Der Protestantismus wickelte sich zuvörderst in sich selbst zusammen, und vermied jede Berührung mit der Kirche von der er sich geschieden hatte, wie dies bei der Entstehung der ersten christlichen Gemeinden in ihrem Verhältniß zu den alten Mysteriendiensten der nämliche Fall seyn mußte. Die allgemeine altchrist-

liche Frömmigkeit die ihn bezeichnete, war schon nach hundert und funfzig Jahren um vieles von ihm gewichen, sein Geist hatte sich mehr nach dem Wissenschaftlichen zurückgewendet, dem er den ersten Stoß verdankte. Anstatt das Bedürfniß des immer Weiter-Strebens zu fühlen, beharren viele bei dem, was der Protestantismus geblieben ist, und nehmen auf die stillen Entwickelungen dreier Jahrhunderte keine Rücksicht. Andere, ergriffen von dem Gefühle der entstandenen Leere im protestantischen Cultus, der, an sich fantasielos, nur die Herzlichkeit verlieren darf, um ganz zu erkalten — wendeten sich, wie manche Verehrer der alten Malerzeit zur alterthümlichen Technik, liebend nach der älteren Zeit hin und entsagten der neuen Kirche, weil sie nur das in ihr erkannten, was von ihr gesehen wird. Von denen, welche mit jener Kälte der Form, die eigentlich gar nicht Form ist, eins wurden und die überhaupt keinen Tempel mehr haben, als ihre spiegelglatte Eiskälte, und keinen

Altar, als ihre Eitelkeit, — von diesen Protestanten mag ich hier gar nicht sprechen, der wahre Protestantismus hat nichts mit ihnen zu schaffen, und sogar das Heidenthum wendet sich von ihrer Sinn- und Fantasielosigkeit, die ihnen auch in seine Mysterien den Eingang versagt. Es entstanden auch viele Gesellschaften, welche vom Grunde des Protestantismus ausgehend, sich von seinem äußerlich allgemeinen Wesen mehr entfernt hielten; — alles deutet ein höheres Bedürfniß an, als der bisherige Protestantismus erfüllt hat.

Ewig rührend wird das Mütterliche, Zugängliche und Poetische des Katholicismus bleiben, und das Gemüth daher stets eine Ruhestätte in den stillen Kapellen, vor den süßen Weihnachtskerzen, in der sanften, läuternden Atmosphäre des Weihrauchs, in den tragenden Armen der Musik und der himmlischen Mutter finden, und vor dieser in Kindlichkeit, Demuth und Beschauung der Liebe des süßen Heilands versinken. Die

katholischen Kirchen mit ihren stets geöffneten Thüren, ihren immerleuchtenden Lampen, den stets rufenden Stimmen ihres Lobgesangs, ihrer Messe, ihren stets dankbaren Gedächtnißtagen und Festen, sagen immer mit rührender Treue, daß hier mütterliche Arme offen stehn, bereit jeden zu erquicken der mühselig und beladen ist, daß hier allen das süße Mahl der Liebe bereitet steht, und eine Zuflucht, Tag und Nacht. Wenn man diese stete Geschäftigkeit der Priester, dies Heraus- und Hereintragen des Heiligen betrachtet, die Fülle der Sinnigkeit, den täglich, gleich der Blumen Flore, sich verändernden Schmuck; so erscheint die katholische Kirche wie ein tiefer, stets wasserreicher Brunnen in der Mitte einer Stadt, der alle ihre Bewohner um sich her versammelt und alles rastlos labt, erfrischt, weiht und durchdringt. Es ist sehr wahr, daß gerade das Poetische vorzüglich an den katholischen Cultus fesselt; er ist ein im Lichte des Glaubens regsam spielender Diamant. Wer das Wesen der Poesie ah-

net, wer das ewige Bedürfniß empfindet, ihre Ahnungen, ihren sehnsuchtsvollen Geist in allem wiederzufinden, und es weiß und fühlt, wer der König ihres Reiches ist und dasselbe uns einzig wiedergeben kann — der fühlt sich zum Katholicismus hingezogen und bringt selige Stunden in seinen Ruhestätten zu.

Immer wird die Erneuerung der Kirche vom Protestantismus ausgehn. Der Character des katholischen Kirchenthums ist das Bleibende und Feste. Jener Gegensatz beider, der bis hierher äußerlich, als Spaltung erschienen ist, muß einst zum innern Gegensatze in Einem Wesen, wie Geist und Leib im Menschen, die einander wechselseitig bedürfen, werden. Wollen die Gewalthaber, die Staaten, bis dahin jenes unendliche Sinken des äußeren Protestantismus, jenes einseitige Hinüberstreben in die ältere Kirche aufhalten, und so die allmählige Entfaltung der Zeit beschützen, so müssen sie erkennen, daß es dringendes Bedürfniß ist,

daß alle Feste und Ceremonien, die sich in seinen Kirchen erhielten, sorgsam gepflegt und gedeutet werden, und seine Wohnung eine Heimath des Gemüths und des höheren, kindlichen Ernstes sei. Aller Gebräuche, die sich noch aus alten Zeiten erhalten haben, wie z. B. der grünen Kräuter in der Charwoche, des Honig- und Lamm-Essens zu Ostern, der Kerzen in der Christnacht, u. s. w. erinnere man sich dankbar als der Symbole des frommen Geistes einer kindlichen Vorzeit, und erhalte den hohen Festen jene allgemeine Bedeutsamkeit, welche in ihrem Wesen liegt, wie überhaupt die Anordnung dieser Feste, in der Weisheit der alten Kirche, die fühlbare Wirksamkeit des göttlich mitgetheilten Wesens bezeugt.

Die beiden Kirchen, wie sie jezt bestehen, müssen als der fruchtbare Boden für die Erzeugung der höchsten und vereinenden Kirche betrachtet, und daher in ihrer ganzen Wichtigkeit eingesehen, in ihrem Bestehen geschüzt, in ihren Ordnungen geehrt werden. Das Ge-

fühl, daß sich in allen kirchlichen Vereinzelungen eine Blüthe bildet, an welche sich die erleuchteten Mitglieder aller anschließen, um dem Klaren und Neuen entgegenzureifen, verleiht uns die Kraft, die Anhänglichkeit, und die Geduld, äußerlich da zu verharren, wo wir hingestellt sind, der Achtung eingedenk, welche unser Meister für das Bestehende und Geheiligte hatte, und gewährt uns die Zuversicht, uns schon als Brüder dieses inneren Bundes zu betrachten. Wir sehen einer frohen Erscheinung, einem seegnenden, weihenden, lösenden Worte von oben entgegen, das sich reichlich gestalten wird in den Herzen und verbreiten durch die Welt. Möglich, ja vielmehr gewiß, daß dies stille innere Kirchlein in beiden sichtbaren Kirchen seine Feinde haben und behalten wird, möglich, daß sie den Staat selbst gegen dasselbe reizen; Friede und Göttliches auf Erden ist die Frucht des Ringens, des Duldens, und der Ausdauer. Im Stillen gedeiht der Bau der Kirche; sie wächst, wie

das Haus der Geschichte, immerfort. Aufgeschwungen in unserem Inneren zu den ewigen Dingen, die uns umgeben, können wir freudig über die Zeit hinausblicken und im Geiste schon die Pforten dieses noch verhüllten Heiligthums betreten.

Leicht wird es uns nun, den großen Gang zu überschauen, welchen der Cultus genommen hat. Sein Weg führt von Abhängigkeit zur Freiheit. Wie die religiöse Verfassung der ganzen alten Welt mit dem Staatsgeheimnisse, die Menschen nach den Absichten der reiferen Einsicht zu leiten, innigst verbunden war, wie die Menschen durch Gewohnheit und Gesetz gleichsam gezwungen waren, den Gottesdienst zu leisten, und sich der Macht eines Unendlichen zu unterwerfen; so muß das Ziel des Cultus seyn, daß die Menschheit aus freiem inneren Drange, aus innigstem Bedürfniß und Erkennen, Glauben und Lieben, sich Gott weihe, daß das freie Wahl der Liebe und Sehnsucht werde, was mehr und minder Furcht, Nachahmung

und Trägheit gewesen war. Gott ist hienieden für uns nirgends zu schauen, als in uns selbst. Hier ergreift und rührt uns die schöne Ahnung jener uralten Heiden, welche keine Tempel duldeten! — Das Sichtbarwerden Gottes in uns, ist zugleich das Sichtbarwerden des neuen verheißenen Tempels, in welchem das große Friedensfest der Menschheit gefeiert, und das Liebesmahl gehalten werden wird; das in Liebe und Licht verjüngte Menschenherz ist der Sonnentempel der Welt!

IV.

Nur die Kirche im höchsten Sinne, ist ein vollendeter Staat, nur dort ist der Grund, der Eckstein zu finden (den die Bauleute verworfen haben). — Wir sahen das Staatsprinzip als weltliches Pabstthum auftreten. Ohrenbeichte, Inquisition, Bann, Ablaß, wurden im Staat gäng und gäbe. So lange sich die Staatskunst nicht als Dienerin

am ewigen Baue fühlt, kann ihr, und uns durch sie, nicht geholfen werden. Nicht die Klugheit, sondern die Weisheit bewahrt das Geheimniß der Zahlen, Figuren und Potenzen des großen Baues, und ihrer tiefsinnig einfachen Grundlagen; hier ist mehr als ein Rechnungsexempel, diese Mauern erheben sich nur beim Einklang größerer Harmonie! Die ächte Maurerei ist eine tiefe Tradition in unserer Brust, die wir rastlos misverstehen und deren Symbole aus aller Zeit uns doch immer näher treten, sich wie Bogen, Pforten und Säulen über unsern Häuptern wölben.

Unsere Zeit ist eine Lehrschule des Staatsrechts. Welcher nur einigermaßen erregbare Sinn, welcher nur einigermaßen Lebendige, wäre jezt ohne Theilnahme für diese im Kampf begriffenen Angelegenheiten der Menschheit? Wir sind von einer Athmosphäre von Politik umgeben, deren Dünste sich entladen müssen, daß so der klare Himmel sich herstelle. In uns allen regt sich der Funke po-

litischer Begeisterung. Er wird die Welt retten, wo er kein irdisch fressendes Feuer, sondern ein reines, himmlisches Licht wird.

Es hat Zeiten des Genusses, und Zeiten der Entsagung gegeben. Laßt es uns als ein Zeichen des frohen Künftigen ansehn, daß unsere Zeit eine Zeit der Hingabe ist, in der eine neue Seite der Welt entschleiert werden soll.

Indem du über deine Zeit klagst, giebst du ihr ein Recht, dich anzuklagen; ihr Geheimniß legte sie in deine Hand, und du hast es nicht verstanden.

Nicht streben, die Zeit, in der man lebt, zu verstehen, heißt sie entheiligen. — Wer in allem Gott sucht und durch alles zu Gott strebt, der kann keine Zeit unbedingt verwerfen.

Der ironische Blick, den geistige Menschen auf die Außenseite des Zeitalters werfen, wird ihnen von solchen, die diesem Götzen opfern, für Irreligiosität, Bösartigkeit, hämisches Genialisieren ohne Herz und

Gefühl ausgelegt. Jene wissen zu gut, daß sich kein anderer Blick für eine solche chinesische Laternenwelt gehört; Ironie muß ihr bestes thun und der bunten Verkehrtheit ihre eigene Geschichte als Mährchen erzählen, es blutet ihr aber das Herz dabei. Wahre Ironie ist eine Maske, worunter ein Liebender weint, sie ist das Salz in der Liebesthräne. — Wendet man sich auf die andere Seite der Darstellung, und will die Menschen für die Lichtseite ihrer Zeit gewinnen, so empören sie sich wider den Mysticismus, und man fühlt auch gar bald, daß die Menschen sich dem Bessern selbst nahen müssen, daß es nicht ihnen unverhüllt nahe gebracht werden muß. Erst das Verstehen seiner selbst macht das Verstehen Anderer möglich, und darum misversteht sich die Welt.

Warum wundert man sich, daß dem Zeitalter die Haltung fehlt? Wer kann das Irdische festhalten, wenn es zerbröckelt, die Mauer, wenn die Wurzel neuen Wachs=

thums sie zersprengt? Nicht mehr fest auf den Ruinen können wir stehn, nicht mehr bleibend in ihnen wohnen, nur Herberge finden wir in ihnen, wie in Roms ausgestorbenen Pallästen die Hirten zur Nacht; aber als Säulen eines Tempels sollen wir dastehn, der über und aus den Trümmern entsteht, und den dereinst die Sonne bescheinen wird, doch unsichtbar allen, welche sich klagend, frierend, und als müde Zweifler unter die Ruinen schlafen legen.

Weil wir jezt im Kampf mit dem Egoismus zum Bewußtseyn gelangen, sollen wir die Zeit und uns selbst nicht blos aus dem Standpunkt der Nationalität betrachten, und je weiter die andern gebildeten Völker Europa's hierin zurück sind, ja sich augenscheinlich mehr als je (z. B. als vor 300 Jahren) in sich selbst zurückgezogen und verschlossen haben: um so inniger sollen wir unsern wahren Beruf als Deutsche in's Auge fassen, und die Welt lieben.

Wir Deutsche sollen nicht nur an und für uns selbst von Demuth erfüllt werden, daß uns der Vorzug zu Theil wurde, es zu seyn, als Deutsche zu lieben, zu leiden und zu sterben; sondern wir sollen auch so vom deutschen Wesen sprechen, wie man von einer geliebten, uns angehörigen, uns selbst ausmachenden und bezeichnenden Sache, von einer innigen Liebe redet; durchdrungen, und mit Demuth. Deutschland lebt in uns. Mit Werken sollen wir das heilige Vaterland erheben, aber es ziemt uns nicht, seinen hohen Sinn im eiteln Tone auszubreiten, wir müssen fühlen, daß die ächtchristliche Demuth eine Perl' in unsers Deutschlands Mutter- Dulder- und Siegerkrone ist!

Die wahre Bildung bleibt immer die Besiegerin des Rohen. So unterlag das siegende Rom dem Geiste griechischer Bildung, so unterwarfen sich die nordischen Sieger römischer Civilisation, was war überhaupt das Erobern dieser Lastern, als das Bedürfniß, sich und die Welt neu zu bilden? Der Geist

höheren Lebens erlischt niemals; aber er wandert, und kurz vor dem Antritt der Wanderung leuchtet er am hellsten auf, wie das Auge des Menschen, eh' es bricht. — Hohe Reife ist in unserem irdischen Zustande der Vorbote nahen Todes, naher Verklärung. — So war Griechenlands Kunst um Alexanders Zeit in ihrem höchsten Glanze. Bald wurde die Frucht vom Sturme gebrochen, damit der Saame der Bildung weiterhin gestreut würde. — Ein Land, das eine berühmte Vergangenheit hat, bleibt der Gegenstand einer schönen Ahnung der Zukunft. — Eine hohe Abkunft verläugnet sich nicht, sie ist an sich tragisch. — — Sollte denn das Gefühl von der Unerreichbarkeit des Gipfels nicht vor dem Zurücksinken der Bildung schützen, vom Schicksal des Sysiphus befreien? Während die schönste Bildung der Nachbarländer im Gebiete der Vergangenheit still steht, gleichsam von der überfülle des einstigen Blühens und Treibens erschöpft, brennt die deutsche Flamme hell und licht und heiligt sich mehr

und mehr zum Altardienst. Es kann seyn, daß einst deutsche Bildung oder Kraft in Deutschland endet, wie Griechenland in Griechenland, aber so lange Leben auf der Erde weilt, wird Deutschlands Herz schlagen und die Adern des Daseyns erfüllen. Es kann seyn, daß man nach Jahrhunderten Deutschland in Amerika, in Asien, in Griechenland aufsuchen muß — wohlthuender zwar ist der Glaube, daß es noch lange seinen deutsamen Mittelpunkt behalten und von ihm aus der erstorbenen Welt Leben und Lebenswärme mittheilen wird; aber wo Deutsche sind, und seyn werden, — da ist der Mittelpunkt, das Bewußtseyn des allgemeinen Strebens. Nehmet ihm alles, nehmt es ihm durch seine eigenen Kinder, die mit immer wiederkehrenden Dissonanzen seine Harmonie stören — es würde als herrliche, belebende Idee der wahren, frommen Humanität fortdauern. Wo auch Deutsche noch hingestreut werden können — es wird ein Deutschland geben, bis die Welt gerettet ist! In der lezten der

Zeiten mag der Name verschwinden, wenn das Unaussprechliche herbeigekommen ist und das Irdische in seliger Liebe verzehrt.

Denket vor allem Deutschland nicht auf beschränkte Weise! Deutschland ist eine stille Ruhestatt der Menschheit, der Wissenschaft, die allen menschlichen Dingen, wie mütterliche Arme, offen steht; die Mutter, welche Europa wiedergebar, bleibt rastlos um sein Leben besorgt, und will seinen Scheintodt mit ihrem warmen Geisteshauche lösen, wie sie früher ihr Blut in seine Adern flößte. Deutschland ist in einer zweiten, höheren Wiedergeburt begriffen. Nichts einseitig Zugeschlossenes ist in diesem höchsten Sinne deutsch! Nennt Europa billig Athens und Roms Erde klassisch, um der Göttergestalten ihrer Geschichte, ihrer Kunst, ihres Lebens willen, so wird einst die Welt die Weihe des Bodens anerkennen, welcher ihr Palladium in seinem Schoos rettete. Von Deutschland ist immer Leben ausgegangen, und immer tiefer wird der Quell seines Herzens.

Deutschland hat nur einen Eroberungstrieb: die Andern für die tiefere Ansicht der Welt zu gewinnen. Immer hat es sich, seinen Boden, seine äußere Ruhe für dieses Streben, in dem sich der schöpferische Weltgeist regt, aufgeopfert; und jeder Entäußerung seiner selbst lag doch immer dieser Trieb zum Grunde; es ist darum leichter, als die andern, geneigt gewesen, sich selbst zu vergessen. Immer inniger soll es durchdringen, inniger will es durchdrungen werden, nicht um zu zerstören, wie die scharfen Geister der Chemie, sondern um den allvereinenden Weltstoff — das Zeitengold zu bereiten. Seine unendliche Sehnsucht nach dem Frieden, hat alle Elemente des Kampfs um sich her versammelt, und die Gährungen des europäischen Lebens, werden es fortimmer zu ihrer Werkstatt erwählen, aus welcher der Geist zur Region der Freiheit und Liebe, zum Luftreich der Ideen sich erhebt. Demuth ist der Bürge seines Berufs und seiner Weihe. Nie darf es sich über die an=

dern erheben und nie wird es dies, so lange es sich wahrhaft, um der Tiefe seines Sinnes willen, über sie erhebt. Deutschland kämpft für die Welt um die Welt. Wer nie litt, liebte nie. Und so brenne nur, Flamme des Schmerzes, Funke Gottes! bis sich aus dir das heilige Licht entwickelt. Wie ich in den beiden Kirchen den geseegneten Boden der neuen, unsichtbaren erblicke, so begrüße ich in allem, was deutsch heißt in Norden und Westen, und in Süden und Osten, die Keime jenes inneren, heiligen Deutschlands, die das geprüfte und erhobene Gemüth tragen und von welchen Frucht für die Welt kommen soll. Laßt keine trennenden und abschneidenden, sondern laßt organische Gegensätze in Deutschland walten, daß die Geburt des inneren Wesens gefördert werde, welches nicht blos für einen Raum und eine Zeit ist. Bauet nicht vermessen, sondern in der Furcht und Liebe Gottes, denn er wird jeden Grund erschüttern, der außer Ihm gesucht wird, und das ungött-

liche Menschenwerk wird über dem irdischen Sinne zusammenstürzen.

Schmerzen der Hingabe des Irdischen heiligen diese Zeit vor vielen gewesenen. Das Gefühl der Zerstörung für ein neues Werden, ist niemals auf Erden bestimmter gewesen. Laßt uns diese Klarheit als den Morgenstern betrachten, der über unserer Nacht steht. Wir gleichen den Alten, die für ihre Kinder Bäume pflanzen. Wie glückselig ist der Mensch zu preisen, der durch eine Aufopferung — auch wenn er den ersten Stoß zu ihr von außen erhält — der engen Selbstsucht entrissen wird! Die Zeit hat einen solchen Stoß nach dem Ewigen bekommen. Sie soll ihre Schmerzen zu Flügeln gebrauchen. Geseegnet sei jede Schwinge, mit der sich der Mensch in die alte Heimath erhebt!

Da nur wenige sich zur Todesbegeisterung erheben können, so lasse man die Lebensbegeisterung auf sie wirken, und ihrem Streben für das Gute, für das Allgemeine,

Schnellkraft ertheilen, indem sie den Kräften ein Ziel, ein Land der Hesperiden zeigt. Lasset sie an die äußerliche Herstellung und Vollendung des deutschen Wesens glauben. Es gäbe kein Streben, wenn nicht das, was der Mensch hofft, nie in seiner Gegenwart, immer in seiner Zukunft stände. Dies Leben ist unaufhörlich eine Dämmerung des ewigen, eine Nacht zwischen Abend und Morgen. — Wir sind den Schmerzen geweiht. Lasset sie uns immer heiliger, immer befreiender werden. Die kranke Welt muß einen electrischen Schlag nach dem andern bekommen. Wer weiß ob das Meiste was wir politisch erduldeten, nicht ganz besonders zum Besten fremder Nationen war? Wird es uns reuen, ihnen geholfen zu haben? der uneigennützigste Beruf ist der gottverwandteste! Die Bestimmung zur Aufopferung ist ein himmlisches Adelsdiplom, ein Ritterschlag Gottes. Das Glück ist für das Vergängliche und Irdische, für das Gewaltsame und Sehnsuchtslose, die Seligkeit ist für das

wahre Wesen des Menschen, darum ist sie eine Blüthe an dem Quelle heißer Schmerzen. Unsere Zeit gleicht äußerlich jener der Erschütterung des römischen Reichs. Chaotische Völkerfluten die in die Weltbildung eintreten sollten, bedrohten es, verzehrten die entartete Kraft und nährten sich mit dem blühenden Geist. Was deutsch ist, wird in immer neuer Gestalt aufleben. Das Rohe wird ihm seine Bildung, seine Befreiung, seinen Gott verdanken.

Die Zerstreuung der Deutschen in alle Theile Europa's und der Welt, ist sehr wichtig. Deutschland gab den entfernten Schachten Bergleute, ausländischen Fabriken Hände und Köpfe, den wissenschaftlichen Anstalten Männer, dem Heidenthume Prediger und Boten, Ungarn ein zweites Deutschland. Deutsche sind es, welche in neuerer Zeit Rom und Italien vorzüglich belebten; wie die edlen Früchte aus schönerem Lande, sind die Deutschen überall hin verpflanzt, und

tragen in Rußland z. B. die ersten Blüthen versezter Bildung.

Wenn wir in den Geschichtbüchern aller Zeiten lesen, wie auffallend wird es, daß fast kein Punkt der ganzen Erde seine Ureinwohner unvermischt behalten hat! Die asiatischen und africanischen Völkerzüge — die griechischen Wanderungen, die römische Umarmung dreier Welttheile — die germanischen Züge — Attila, die Araber, die Kreuzzüge, Dschingiskan, — Constantinopels Sturz, America's Entdeckung, die europäischen Colonien in alle Welttheile, die Handelsstraßen, und vorher noch die Hanse — die neuen Revolutionen der Zeit — wie deutlich predigt dieser große, langsame, aber gewiß sichere Gang des Weltschicksals: daß Alldurchdringung, Allvereinigung sein Ziel ist, das, vermöge der Unvollkommenheit, von der sein Weg ausgeht, nur gewaltsam, nur im Kampfe gewonnen werden kann.

Jeder befestigt sein Dach, wenn die Herbststürme nahen; der Winzer legt das

Strohseil um seine Reben, der Gärtner um die zarten Südsproßen, der Pilgrim füllt am lebendigen Brunnen die Gummiflaschen, bevor er durch die Wüste zieht; bedenkt euch, rüstet euch, macht euch auch gefaßt, ihr Pilger auf den wunderbaren Wegen dieser Zeit; versorgt euch mit dem Bleibenden, mit dem Ewigen, mit einem himmlischen Trost, mit einer göttlichen Kraft; die irdische wird euch vielfach ausgehn, der Horizont sich verfinstern, die frohen Quellen versiegen, euer Schritt zwischen Himmel und Erde schweben. Verseht euch mit der Lampe, die ihr diese Nächte fühlet; auf daß ihr des Morgens mit Ausdauer und Vertrauen harrend, ihn dann mit klarem Auge begrüßet.

Die Zerstörung der Selbstsucht, des Irdischen das die Erde hemmt, hat im größten Kampfe angefangen, der Widerstand seine gewaltigsten und verborgensten Kräfte entfaltet, und das große göttliche Werk muß vollendet werden. Freudig blicken wir in die tiefe Nacht. Das Licht aus Morgen däm=

merk in neuer Reine, die Stunde der entzückenden Ankunft naht und die Gemeinschaft des Göttlichen stärkt alle, die den Kelch der Schmerzen leeren.

Es ist weniges was fähig wäre uns so freudig über uns selbst zu erheben, als die großen Völkerereignisse in der Welt. Der Blick wird zum großen nie stillstehenden Gange des Lebens hingehoben, jenes umrollenden Rades das immer von neuen untertauchend sich in der Flut des Entstehens erfrischt, — die wahre Liebe zur Welt, zur Menschheit, zu uns selbst, siegt über die kleine Gewohnheit an eine Erdscholle, ein Gesicht der Zeit, einen Ideencyklus in unserem Innern — der Anblick der nahenden Flammen zieht uns magnetisch zum Opfer hin, wir reichen uns getrost die Hand und feiern stillschweigend, liebend, glaubend, die Anwesenheit des ewig schaffenden Gottes in der Geschichte.

Dies ist der unendliche Vorzug, der uns vor den vergangenen Zeiten geworden. Das

Opfer wird uns angetragen, die Erdennoth uns vorgehalten, damit wir den hohen Entschluß fassen, zu dulden und zu wirken für die bessere Welt. Auf die älteren Völker trat das Unglück und die Noth nur als ein durch Unvermeidlichkeit Erschreckendes, als Parze, Tod und Erynnis, uns aber erscheint der Geist des Lebens, der Hoffnung, und fordert, daß wir, in das Land zu gelangen das er uns in der Ferne zeigt, uns vertrauend durch die Fluten stürzen, die uns noch von ihm trennen. Lasset uns daher freudig seyn, daß wir fühlen, was und wofür wir leiden! Lasset unser Streben zum Guten, die Nemesis entwaffnen, die auch an des christlichen Gottes Throne steht. Mit Schmerzen muß das Heilige wiedergeboren werden, das wir verloren haben: denket an Den, der für uns alle in unsäglichen Schmerzen die Welt des Heils gebar, und seid würdige Jünger.

Soll die Menschheit nie zur klaren Erkenntniß dessen kommen, was sie verloren? nur ewig diese blinde Sehnsucht sie herumtreiben, den Wahnsinnigen gleich, die im zerrißnen Gewande von ihrer Königskrone reden? Wird sie nur bei dieser irdischen Kritik ihrer Staats- und Lebensverhältnisse stehen bleiben? Wird niemals der Funke heiliger Begeisterung, der nimmer verlischt, und einzelnen Strebenden den Weg des Lebens erhellt, zur allgemeinen Flamme auflodern, die Schleier vielfacher Täuschung ergreifen und das Heiligthum in uns selbst enthüllen, das so vielfach entweiht und vergessen wurde? Wird nicht dereinst, beim Anblick der unsäglichen Asche und der Schätze die unverbrennbar unter derselben emporleuchten, ein ungeheurer Schmerz die Menschen ergreifen und sie bewegen, einander in die Arme zu sinken, damit endlich dem Streit um ein Gut, das sie nur vereint erreichen können, gewehrt und der enge Kreis in dem das menschliche Streben sich herumdreht, verlassen werde? Nicht

vor der ungebildeten Masse, dem Gewordenen — von den höher Stehenden in denen das tröstliche Werden wieder angedeutet seyn sollte — kann diese Uiberzeugung kommen, von oben muß sich dies wahre Verständniß im Menschlichen anfangen, daß es von ihm aus der ganzen Stufenleiter und Kettenreihe der Menschen- und Naturwelt mitgetheilt werde. Woher kann anders diese Sehnsucht kommen, als aus den Wohnungen des Friedens, was ist diese Sehnsucht an sich anderes, als der Geist des Christenthums, und wohin anders kann sie sich wenden, als nach einem Reich der Liebe und der Harmonie?

Die Geschichte, wie die Natur, wandelt ihren unaufhaltsamen Gang. An das Extrem des Sinkens hat sich längst der Anfang einer besseren Zeit, eines Steigens angeschlossen, wie der Niederschlag im Anorgischen da zu Ende ist, wo das Pflanzenleben eintritt, da das Reich des Winters gebrochen ist, wo der Frühlingskeim erscheint. Wer

sich von den vielfachen Anomalien und Widersprüchen, Hinhaltungen und falschen Bestrebungen des Einzelnen nicht aufhalten läßt, der bemerkt deutlich den allmählichen Fortschritt des Zeitenwandels zu seinem Ziele. Der alte Naturzustand voll allgemeiner Abhängigkeit, kann nicht wieder kehren, der Geist gewinnt die Uibermacht über die sinnliche Gewalt. Wer sich nicht vorsätzlich einer dunkleren Vergangenheit ergiebt, der geht einer schöneren Zukunft entgegen und schöpft heilige Freiheit des Strebens und vollere Umsicht des Zieles aus der Mitte der Zeit. Dieser lichte Punkt, der in der Mitte leuchtet, breitet sich immer klarer aus. Sein Reich, das sich zuerst kindlicher Herzen bemächtigte und sie in schöner, frommer, reiner Kindschaft erhielt, reift im Geist und in reicher, sinnvoller Erfahrung. Ungeachtet aller bösen Einflüsse, und Hemmungen, geht das Wachsthum der Pflanze des Daseyns immer fort, mit dem Kampfe den sie desto vielseitiger zu bestehen hat, jemehr sie sich

über den Boden erhebt, wächst auch die Kraft ihres Widerstandes, und das Feindselige, das sich mit ihr vermischt und verbunden hat, um sie radical zu zerstören, wird sich als Stickluft von ihr ausscheiden und die Region des Todes beziehen. Je mehr aber der Mensch dies erkennt, desto freier und entscheidender ist seine Wahl, ob er im lebendigen Safte der Pflanze quellen, und gen Himmel ziehen, oder in Dünste den edeln Geist entladen und mit ihnen zu Boden fallen will. Ja, unter den Stürmen und Finsternissen ist das bessere Leben im Blühen. Unchristlich ist die Geschichtsansicht von einem sinnlosen Kreisen, wohl gar einem Rückgang des allgemeinen Lebens, und seiner Bildung. Aber nur in den Guten wird der wirkliche Fortschritt der Zeit zum Besseren sichtbar, in den Verkehrten geht sie verkehrt, wandelt sie rückwärts. Wer dem Lichte nachfolgt, das aus der Mitte der Geschichte sich verbreitet, der wandelt vorwärts, und begrüßt den sichtbaren Eintritt der Vorsehung

in eine Verwickelung, die sich durch sich selbst nicht mehr lösen kann. Ohne dieses Licht wird keiner die Finsterniß jenes Schicksals durchbrechen, den großen Gang der Zeit, der Geschichte zum Ewigen begreifen, noch selbst dies Ewige erreichen, das uns seine Pforten wieder aufgeschlossen hat.

Gedruckt mit Schmidt'schen Schriften.

Staatl. Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loeben, Otto Heinrich

Lotosblätter Fragmente

Bd.: 1

1817

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.709-t(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760946-3